

5 Fallportraits

In diesem Kapitel werden die Ergebnisse der Interviews mit den Biografinnen vorgestellt. Zunächst erfolgt eine kurze Einführung der jeweiligen Interviewpartnerin bevor Motive und Gestaltung ihrer Elternrolle beleuchtet werden.

Um die Lesbarkeit zu gewährleisten, wird auf eine vollständige Darstellung des gesamten Auswertungsprozesses verzichtet. Stattdessen erfolgt eine ergebnisorientierte Aufbereitung, in der die zentralen Erkenntnisse der Analyse kompakt zusammengefasst werden.

5.1 Ellen Martin: „Ich finde das immer eine schöne Motivation, etwas anders machen zu wollen, weil man selbst nicht die besten Erfahrungen gemacht hat“ (Z. 1091).

Ellen Martin wird als zweites Kind ihrer Eltern in einer städtischen Umgebung geboren. Ihre Mutter ist bei ihrer Geburt „17 oder 19 Jahre alt“ (Z. 21). Ihr Vater, der 20 Jahre älter ist als ihre Mutter, verstirbt als sie ein Jahr alt ist. Über ihre leiblichen Geschwister ist wenig bekannt. Ellen Martin ist als Kind mehrfach mit ihren Geschwistern durch „Nacht-und-Nebel-Aktionen“ (Z. 31) des Jugendamts in Obhut genommen worden und wuchs bis zu ihrem elften Lebensjahr in ihrer Familie und in zwei unterschiedlichen Einrichtungen der Jugendhilfe auf. Ihre familiäre Situation beschreibt sie folgendermaßen: „Aus heutiger Sicht würde ich sagen, wir waren eine so genannte Bahnhofsfamilie. Also bei uns sind die Menschen ein und ausgegangen. Viel Alkoholismus, viel

Gewalt. Also es haben sich auch viele Menschen geprügelt bei uns in der Wohnung und viel wurde geschrien.“ (Z. 42–45). In den beiden Jugendhilfeeinrichtungen macht sie unterschiedliche Erfahrungen. In letzterer möchte sie bleiben, was ihr jedoch verwehrt wird: „Und dann musste ich wieder zurück zu meiner Mutter und ich weiß noch, dass ich die angefleht habe, dass ich da bleiben darf.“ (Z. 51–52). Nach der Rückführung zu ihrer Mutter wird über ihren Kopf hinweg entschieden, dass sie bei ihrer Tante leben soll: „Und ich weiß nicht, warum. Irgendwie war Hochzeit von Max' Oma damals. Und da wurde dann entschieden, dass ich mit meiner Tante mitgehe. Meine Tante hatte zu dem Zeitpunkt ein vier Monate altes Kind. Und ich habe irgendwie so toll mit ihr gespielt. Und dann war meine Tante der Meinung, ich wäre vielleicht eine gute Bereicherung für sie und ihre Tochter. Und dann habe ich da auch von 11 bis 13 gelebt in der Verwandtenpflege. Und das war am Anfang alles ganz schön und ganz nett. Und irgendwie kippte das dann aber. Mein Onkel war, aus heutiger Sicht auch, starker Alkoholiker. Meine Tante war noch sehr jung. Hatte ja dieses kleine Kind. Ich habe mich viel um die Kleine gekümmert.“ (Z. 58–65). In dieser Familie erlebt sie physische, psychische und sexualisierte Gewalt. Gleichzeitig wird sie von Tante und Onkel isoliert und ihr wird die Verantwortung für ihre Cousine übertragen.

Ellen Martin unternimmt unterschiedliche Versuche die Familie zu verlassen, indem sie wegläuft, sich Freundinnen öffnet und ihre Mutter einbezieht. So bittet sie ihre Mutter mehrfach sie abzuholen: „Irgendwie habe ich sie eigentlich fast angefleht, dass sie mich mitnimmt.“ (Z. 686), was diese jedoch ablehnt. Letztlich wird sie durch eine Schulfreundin ermutigt, sich einer Lehrerin zu öffnen, welche das Jugendamt involviert. Das Pflegeverhältnis bei ihren Verwandten wird schließlich nach ein paar Tagen vom Jugendamt durch eine Inobhutnahme in der Schule beendet. Das Vorgehen von Schule und Jugendamt wurde jedoch nicht mit Ellen Martin besprochen: „Aber sie [die Lehrerin] hat es einfach gemacht, ohne dass ich vorbereitet war. Und das ist das, was mich sehr geärgert hat. Sie hätte es mir sagen können und dann hätte sie mich sofort schützen müssen.“ (Z. 741–742). Das Jugendamt

bringt sie gegen ihren Willen in einer Fremdpflegefamilie unter, da keine anderen Plätze zur Verfügung stehen.

Auch in dieser Familie wirkt die Zugehörigkeit und Rollenverteilung zunächst unklar: „Eine war ein Jahr jünger, meine Pflegeschwester war so alt wie ich. Dann gab es noch große Pflegegeschwister in dem anderen Haus. Also es war eine riesengroße Familie.“ (Z. 86). Die Familienkultur wirkt befremdlich auf Ellen Martin: „Ich habe sofort einen eigenen Fernseher bekommen. Ich habe meinen eigenen Gameboy bekommen. Also ich wurde so überladen mit Materiellem.“ (Z. 92). In der weiteren Erzählung orientiert sie sich an ihrer Pflegemutter und den Konflikten, die ihre Beziehung bestimmen: „Aber es ging dann relativ schnell los, dadurch, dass ich ja alle Jahre immer sehr für mich selbst verantwortlich war, dann relativ schnell auch mit meiner Pflegemutter, die zu dem Zeitpunkt 76 war, auch sehr aneinandergeraten bin“ (Z. 96). Auch in der Geschichte mit dieser Familie beschreibt die Interviewte einen Kipppunkt: „Und ich hatte das Gefühl, jeder ist hier eingeschüchtert. Und ich lasse mich auch nicht einschüchtern.“ (Z. 101). Die Unsicherheit über ihren Platz in der Familie wird durch Drohungen der Pflegeeltern verstärkt, dass sie die Familie wieder verlassen muss und ohnehin nicht erwünscht ist: „Und sie hat mir auch oft gesagt, ich kann froh sein, dass ich hier überhaupt sein darf. Und sie hat mir immer damit gedroht. Ich fliege raus.“ (Z. 112). In der Erzählung der Interviewten findet sich ihre Bestrebung moralisch zu handeln und sich gegen ihre Pflegemutter zu stellen, um ihre Pflegeschwestern zu schützen: „Also ich fand das ganz gruselig, wie sie damit umgegangen ist. Ich fand das ganz schlimm. Dieses Mädchen tat mir total leid.“ (Z. 103) und „ich glaube, ich hatte schon mal erzählt, dass wir auch so ein kleines Mädchen hatten, die auch viel geschlagen wurde. Und wo ich auch ein, zwei Mal eingegriffen bin.“ (Z. 123). Im weiteren Verlauf ergibt sich ein sich zuspitzender Konflikt mit ihren Pflegeeltern. Die Hilfe wird vor ihrer Volljährigkeit beendet und sie baut sich mithilfe des Netzwerks ihres damaligen Partners ein selbstständiges Leben auf.

Ellen Martin erzählt ihre Lebensgeschichte sehr differenziert; sie schildert in beiden Familien (Verwandten- und Fremdpflegefamilie)

auch positive Erfahrungen, zumal auch ihr soziales und schulisches Umfeld sowie die Beziehung zu ihren Pflegegeschwistern eine wichtige Rolle einnahmen. So beschreibt sie die Bedeutung von Schule in ihrem Leben und benennt diese als „Resilienzfaktor“ (Z. 767) und erklärt: „Als ich bei meiner Tante war, ging es mir so schlecht, dass ich so gern zur Schule gegangen bin und mir Anerkennung über die Noten geholt habe.“ (Z. 768). Im Anschluss bringt sie die Ferien ein und vergleicht ihre Erfahrungen in der ersten und in der zweiten Pflegefamilie miteinander. Sie wertet die Ferien bei ihrer Tante als „Horror“ und stellt dem in der Fremdpflegefamilie entgegen: „ich hab mich wirklich auf die Ferien gefreut. Ich bin gern zur Schule gegangen, aber ich war auch gern zu Hause.“ (Z. 775). Außerdem nehmen auch ihre Pflegegeschwister eine wichtige Rolle ein: „Ich hab auch mit meinen Pflegeschwestern viel gelacht, wir haben auch viel getobt.“ (Z. 776). Weiter benennt sie familiäre Rituale als schöne Momente und hebt dabei das gemeinsame Fernsehen besonders hervor: „Wir saßen jeden Sonntag, wenn die Lindenstraße kommt, saßen wir alle im Wohnzimmer auf dem Boden, auf dem Tisch, auf dem Sofa, weil wir waren ja viele. Und haben das zusammen geguckt.“ (Z. 780). Es folgt eine Bilanzierung der Interviewten: „Mein erster Kuss im Sommer, ich hätte den nicht gehabt, wenn ich nicht in dieser Familie gewesen wäre.“ (Z. 786). Sie hebt hervor, dass sie diese Erinnerungen über eine Therapie erst erarbeiten musste und rahmt sie in den Prozess der Reflexion ihrer Lebensgeschichte ein: „das war übrigens auch Inhalt meiner Therapie, ich wollte mir unbedingt mir mehr positive Erinnerungen aus meinem Leben holen.“ (Z. 783). Sie fügt hinzu, dass es ihr materiell an nichts gefehlt hat und formuliert einen moralischen Anspruch an sich selbst: „Ich will immer fair bleiben.“ (Z. 789).

Heute pflegt Ellen Martin Kontakt zu einer ihrer Pflegeschwestern aus der Fremdpflegefamilie. Die anderen Personen würden in ihrem Leben keine relevante Rolle spielen. Zu ihrer leiblichen Familie besteht nur noch Kontakt zu ihrer Mutter, den sie jedoch geringhält. Im Rahmen der Aufnahme ihres Pflegesohns kam es auch zu einer Wiederan-

näherung an ihre Tante, bei welcher sie zwischenzeitlich untergebracht war. Zu ihrem Onkel besteht hingegen kein Kontakt.

Ellen Martins Biografie soll im Anschluss auf Motive und Gestaltung ihrer Pflegeelternrolle untersucht werden. In der Darstellung ihrer Biografie wurde sich hauptsächlich auf Kindheit und Jugend fokussiert. Weitere lebensgeschichtliche Einflüsse werden auch in der Ergebnisdarstellung berücksichtigt.

Zum Zeitpunkt des Interviews ist Ellen Martin 47 Jahre alt und lebt mit ihrem Ehemann, zwei ihrer leiblichen Kinder und ihrem Pflege Sohn im ländlichen Raum in Deutschland. Ihre anderen beiden leiblichen Kinder sind bereits erwachsen und leben in eigenen Wohnungen. Ihr neunjähriger Pflegesohn Max ist zum Zeitpunkt des Interviews seit acht Monaten bei ihnen. Es handelt sich hierbei um eine Verwandtenpflegschaft, da Max aus ihrem erweiterten Familienkreis stammt.

Inzwischen ist Ellen Martin seit mehreren Jahren als Sozialarbeiterin tätig und hat eine Ausbildung zur systemischen Beraterin abgeschlossen.

Der Kontakt zu Ellen Martin entstand über eine Beratungsstelle für Pflegefamilien. Das Interview fand im Oktober 2024 in dieser statt. Bevor das eigentliche Interview begann, fand ein Austausch über wissenschaftliches Arbeiten und die Kontaktaufnahme zur Zielgruppe statt. Ellen Martin wirkte sehr interessiert am Thema der Arbeit. Somit kamen wir schnell ins Gespräch und begannen die Aufnahme.

5.1.1 Motive für die Pflegeelternschaft – Beweggründe und Perspektiven

Die Biografin rekonstruiert im Interview ihre Reflexionen und Entscheidungsprozesse, wobei sie zugleich alltagspraktische Interaktionen mit ihrem Pflegesohn schildert, die implizit Rückschlüsse auf ihre motivationalen Strukturen zulassen. In ihrer Narration manifestieren sich Orientierungsmuster, die im Hinblick auf die Bedeutungszuschreibung ihres Motivs skizziert und interpretiert werden. Dabei wird deutlich, dass die Herausbildung ihres Motivs als ein dynamischer, ambivalenter

Prozess zu verstehen ist, der von biografischen, normativen und strukturellen Faktoren geprägt wird. Die Biografin geht in der Darstellung ihrer Lebensgeschichte überwiegend chronologisch vor.

5.1.1.1 Biografische Annäherung an die Pflegeelternschaft: „Max ist durch Zufall in mein Leben gekommen, für mich stand dann immer fest, ich möchte niemals Pflegekinder aufnehmen.“ (Z. 477)

Eingangs wurde beschrieben, dass Ellen Martin ein Kind, Max, aus ihrem erweiterten Familienkreis aufgenommen hat und so zur Pflegemutter wurde. In ihrer Biografie zeigt sie sich ambivalent in Bezug auf die Idee Pflegemutter zu werden: „Max ist durch Zufall in mein Leben gekommen, für mich stand dann immer fest, ich möchte niemals Pflegekinder aufnehmen.“ (Z. 477). Ihre Aussage, dass sie niemals Pflegekinder aufnehmen möchte, begründet sie im Nachgang argumentativ und es dokumentiert sich wie sie zu dieser Entscheidung kam. In der Sequenz wird deutlich, dass sich die Interviewte zu verschiedenen Zeitpunkten immer wieder mit der Idee Pflegemutter zu werden auseinandersetzt. Ein Pflegekind auf Dauer aufzunehmen scheint sie dabei für sich ausgeschlossen zu haben, während sie die Vorstellung, Kinder zeitweise als Bereitschaftspflege bei sich aufzunehmen und ihnen „Urlaub“ (Z.486) zu geben, weiterhin als mögliche Zukunftsvorstellung in Betracht zieht.

Als sie ihre Erzählung über das Kennenlernen mit Max beginnen möchte, erinnert sie sich an eine „Zwischennuance“ (Z. 430), also an den ersten Zeitpunkt in ihrem Leben als sie die Idee hatte ein Pflegekind aufzunehmen. Dabei beschreibt sie ihr Motiv zur damaligen Zeit: „als mein erstes Kind geboren wurde, der war dann sozusagen ein Jahr alt, war für mich klar, ich möchte gar keine eigenen Kinder mehr haben, sondern ich möchte Pflegekinder aufnehmen. Ich möchte gern Pflegekindern die Möglichkeit geben, gut aufzuwachsen und habe mit meinem Mann damals, also es war auch so ein Art Job für mich...“ (Z. 431 ff.), und merkt an, dass sie ihre Beweggründe aus heutiger

Sicht als falsch bewertet, da die Aufnahme von Pflegekindern nicht aus monetären Gründen geschehen soll: „ich wollte gar nicht mehr zurück in die Arbeit, sondern ich wollte das auch so ein bisschen für mich als, was man ja gar nicht tun soll, aber für mich war das dann doch eine Möglichkeit.“ (Z. 434 ff.). Im weiteren Verlauf beschreibt sie, dass sich nach einem Infoabend mit einem Träger der Pflegekinderhilfe ihre Zielrichtung änderte: „Ich möchte keine Pflegekinder aufnehmen, ich möchte genau diesen Job machen.“ (Z. 441). Somit orientiert sie sich an ihrem beruflichen Werdegang, und es folgt eine Erzählung wie sie über Umwege zunächst als Steuerfachangestellte arbeitete, später ihr Studium der Sozialen Arbeit absolvierte und schließlich doch eine Stelle im Pflegekinderdienst antrat.

Diese Entwicklung stellt möglicherweise einen Suchprozess und eine erste Auseinandersetzung mit der eigenen Biografie und der Bedeutung von Elternschaft dar. Die Entscheidung, sich beruflich statt privat in der Pflegekinderhilfe zu engagieren, lässt darauf schließen, dass die Biografin nach einer strukturierten und professionellen Möglichkeit suchte, sich mit diesem Thema auseinanderzusetzen, anstatt es ausschließlich in ihrem familiären Umfeld zu verarbeiten. Dass dieser Prozess kurz nach der Geburt ihres ersten Kindes einsetzt, könnte darauf hindeuten, dass sie ihre neue Mutterrolle zum Anlass nimmt, sich intensiver mit ihrer eigenen Kindheit zu befassen. Die Pflegekinderhilfe bietet ihr dabei nicht nur einen beruflichen Rahmen, sondern auch die Möglichkeit, ihre persönlichen Erfahrungen als Pflegekind zu reflektieren und daraus eine Haltung für ihre Mutterschaft zu entwickeln.

In der Erzählung ihrer Biografie gibt es einen weiteren Schlüsselmoment, in welchem sie sich konkret mit der Aufnahme eines Pflegekindes beschäftigt. Durch ihre Mutter und ihre Tante wird sie auf ein Kind aus der Verwandtschaft aufmerksam gemacht. Es geht hier um den damals 7-jährigen Max, der durch das Jugendamt in Obhut genommen wurde. Sowohl Mutter als auch Tante wünschen sich, dass sie ihn kennenlernt. Eine Pflegschaft steht zu diesem Zeitpunkt noch nicht explizit im Raum, und dennoch kann davon ausgegangen werden, dass die Biografin sich bereits zu diesem Zeitpunkt damit auseinandersetzt.

Ellen Martin berichtet, dass sie in dieser Lebensphase auf Abstand zu ihrer Familie bedacht war – eine Haltung, die aus ihren eigenen Erfahrungen resultierte.

Die Begegnung mit Max wird für sie dabei auch zu einem Moment der erneuten Annäherung an ihre Familie, die sie eigentlich vermeiden möchte. Gedanklich setzt sie sich moralisierend mit ihrem Widerstand gegen das Treffen auseinander: „Und ich dachte mir, oh Gott, irgendwie ist das aber auch echt mies. Du kümmerst dich hier jeden Tag um fremde Kinder. Und irgendwie ist es ja auch Familie. Und mir tut dieser Junge ja auch so leid. Und du sagst hier einfach, knallhart, nein.“ (Z. 521 ff.). Sie bezieht sich also auf ihren beruflichen Kontext und macht sich selbst Vorwürfe für ihr Verhalten. Weiter reflektiert sie ihre Gründe für den Widerstand: „Also ist das jetzt egoistisch? Ist das Selbstschutz?“ (Z. 524). Die Fürsorge für Max ist somit nicht nur eine Frage der Bereitschaft, sondern bringen ihre Bewältigungs- und Abgrenzungsmechanismen in Bezug auf ihre Familie aus dem Gleichgewicht. Die Auseinandersetzung mit Max bringt die Biografin also in einen Zwiespalt zwischen professionellem Ethos, moralischer Verpflichtung und dem Bedürfnis nach Selbstschutz.

Sie sucht in ihrem Umfeld nach entlastenden und einordnenden Gesprächen und berät sich mit ihrer Tochter und ihrem Mann, die jedoch kein Problem in einem Treffen sehen. Möglicherweise fühlt sie sich hier nicht verstanden und trifft so die Entscheidung das Gespräch mit Externen zu suchen: „also habe ich das in der systemischen Beratung mal als Beratungsthema auch eingebracht.“ (Z. 527). Den Inhalt der Beratung führt sie nicht weiter aus, sondern zieht das Fazit, dass sie sich für den Ausflug und ein Kennenlernen von Max entschieden hat. Das gedankliche Vorgehen, die Einbeziehung ihres Umfelds, sowie die moralisierende Bewertung ihres Widerstands spielen auch bei ihrem Motiv und der Entscheidung über die Aufnahme von Max eine Rolle.

5.1.1.2 Motivbildung als Dilemma aus der eigenen Biografie: „dass ich ja gerne zu meiner Tante gegangen wäre, die mich ja nicht wollte.“ (Z. 565)

In ihrer Erzählung nimmt die Biografin ein Selbsterfahrungswochenende ihrer Ausbildung zur systemischen Beraterin als Ausgangspunkt für die anschließende Reflexion über die Aufnahme von Max. Sie erklärt zunächst den Kontext der eigenen biografischen Erfahrung als Pflegekind und bezieht sich auf den Moment, als das Jugendamt feststellt, dass sie nicht mehr bei der Verwandtenpflegefamilie leben kann und sie in Obhut nimmt. Die Biografin wendet sich daraufhin an eine andere ihrer Tanten, welche ihre Aufnahme jedoch ablehnt: „dass ich ja gerne zu meiner Tante gegangen wäre, (.) die mich ja nicht wollte. Und das ist ja dann so aus mir rausgebrochen.“ (Z. 566). An dieser Stelle scheint ihr dieser biografische Zusammenhang erstmals bewusst zu werden, da die Erzählung aus ihr „rausgebrochen“ ist. Sie scheint bereits eine Parallele zu Max gezogen zu haben und dennoch seine Perspektive erst zu erkennen, als eine Teilnehmerin sie spiegelt: „Und dann sagte ja eine aus der Runde, naja, das machst du aber mit Max ja auch gerade. Und das hat mich so berührt. Und so beschäftigt, ich habe mich, habe das wirklich erkannt, dass ich im Grunde genommen, dieses Kind nicht will.“ (Z. 568). Sie identifiziert sich also mit Max und gleichzeitig wird ihr der eigene Widerstand bewusst. So formuliert sie klar ihren eigenen Standpunkt und geht in ihrer gedanklichen Orientierung zu Max über: „Er hat immer wieder gefragt, ob wir seine Familie sind. Sein größter Wunsch ist, eine Familie zu haben. Also er war auf der Suche. Und hat uns ja eigentlich, eigentlich hat er uns ja adoptiert und gefunden, nicht umgedreht.“ (Z. 570–573). Sie hebt also hervor, dass nicht die Erwachsenen die handelnden Subjekte sind, sondern das Kind.

Ellen Martin beschreibt somit ein Dilemma. Einerseits möchte sie ein ihr bekanntes Muster – von der eigenen Familie abgelehnt zu werden – nicht wiederholen. Andererseits spürt sie einen großen inneren Widerstand und ihr wird bewusst, dass sie Max nicht aufnehmen möchte. Vermutlich setzt sie ihre Empathie für Max dabei besonders

unter Druck, da sie als Kind in einer ähnlichen Situation war und das Gefühl, nicht gewollt zu sein, kennt.

5.1.1.3 Persönliche und familiäre Motivlagen: „Ich habe wahnsinnige Ängste gehabt, um ja dem gerecht zu werden, den Kindern gerecht zu werden.“ (Z. 577)

In ihrer Reflexion über die Aufnahme von Max bezieht sie ihre persönliche und familiäre Situation ein. Sie beschreibt die Reaktion ihres Mannes: „für den stand sofort fest, das machen wir.“ (Z. 574). Er scheint die Entscheidung also schnell zu befürworten und nicht weiter hinterfragen zu wollen. Möglicherweise versucht er seiner Frau die Entscheidung so leichter zu machen und drückt dadurch auch seine Akzeptanz für ihre Identität aus. So drängt sich die Frage auf, ob sich die Interviewte überhaupt gegen die Aufnahme entscheiden kann. Denn es bestehen bereits überzeugende Argumente, die für eine Aufnahme sprechen und auch der Rückhalt ihres Partners ist gegeben. In ihrer Orientierung gelangt sie nun zu ihrer Selbstreflexion: „Und dann bin ich aber, muss ich wirklich sagen, zwei Monate sehr mit mir ins Gericht gegangen. Ich habe Nächte überhaupt nicht geschlafen.“ (Z. 576). Die Aussage zeigt, dass sie die Entscheidung über die Aufnahme als belastend empfindet und sich zunächst mit ihren eigenen Gefühlen auseinandersetzen möchte. Im weiteren Verlauf lässt sie die Stimmen vor Gericht zu Wort kommen. So äußert sie sich aus mütterlicher Perspektive: „Ich habe wahnsinnige Ängste gehabt, um ja dem gerecht zu werden, den Kindern gerecht zu werden.“ (Z. 577) und bringt ihren eigenen Wunsch nach mehr Freiraum und Entlastung ein: „Und ich habe es auch gerade genossen, dass mein jüngstes Kind selbstständiger wird.“ (Z. 581). Es findet also eine Abwägung zwischen Verantwortung und persönlichem Wohlbefinden statt.

Weiter reflektiert sie die Bedeutung der Pflegschaft und die Auswirkungen auf ihre persönliche Situation: „meine jetzt begonnene Selbstständigkeit aufzugeben“ (Z. 881). Dieser Gedanke gilt ihrer Wiedererlangung von Selbstständigkeit, nachdem ihr jüngstes Kind sie inzwi-

schen weniger braucht. Durch die Aufnahme von Max, befürchtet sie, wieder mehr als Mutter gebraucht zu werden, da sie aufgrund ihrer fachlichen Expertise davon ausgeht, dass sein Entwicklungsstand nicht seinem biologischen Alter entspricht. Sie beginnt die Darstellung ihrer Reflexion also mit einer Aufzählung von Gründen, die gegen die Aufnahme von Max sprechen.

5.1.1.4 Einfluss des Umfelds auf die Motivbildung: „der hat gesagt, machen wir, kein Problem. Und ich so stopp, du stellst dir das ein bisschen einfach vor.“ (Z. 888)

Neben der intensiven inneren Auseinandersetzung mit der Aufnahme von Max sucht sich die Biografin auch in ihrem Umfeld Ansprechpartner*innen und bezieht ihre Familie in die Reflexion mit ein.

Zunächst zeigt sich ein Spannungsverhältnis in der Interaktion mit ihrem Mann. Während er eine unmittelbare Bereitschaft signalisiert: „der hat gesagt, machen wir, kein Problem.“ (Z. 888), reagiert sie mit Zurückhaltung und verweist darauf, dass die Entscheidung einer differenzierteren Auseinandersetzung bedarf: „Und ich so stopp, du stellst dir das ein bisschen einfach vor.“ (Z. 888). Diese Aussage impliziert, dass sie eine reflexive Annäherung an das Thema erwartet und nicht allein durch Zustimmung bestärkt werden möchte. Im Gegensatz dazu nimmt eine Freundin eine ambivalente, aber unterstützende Haltung ein: „Ja, sie hat mich bestärkt, aber sie hat auch immer gesagt, oh, Ellen.“ (Z. 896). Diese differenzierte Unterstützung scheint für die Biografin in ihrem Reflexionsprozess eine höhere Relevanz zu haben, da sie nicht ausschließlich auf Zustimmung basiert, sondern zugleich Unsicherheiten adressiert.

Darüber hinaus bezieht sie auch institutionelle Expertise in ihre Entscheidungsfindung mit ein. Der Austausch mit einer Kollegin aus dem Pflegekinderdienst verdeutlicht eine zusätzliche fachliche Perspektive, die zu einer weiteren Reflexion ihres Motivs führt: „machst du das als Verwandte, also nur mit einer Pflegeerlaubnis oder gehst du den Weg des Jugendamtes, horch in dich rein, hat das was mit

Geld zu tun, hat das was nicht mit Geld zu tun, warum machst du das?“ (Z. 911–913). Hier wird sichtbar, dass die Auseinandersetzung mit den eigenen Beweggründen nicht nur emotional, sondern auch strukturell-institutionell gerahmt ist. Die Fragestellungen, die durch die Fachperson angeregt werden, verweisen auf unterschiedliche Formen der Pflegeelternschaft, sowie auf potenzielle normative und finanzielle Implikationen dieser Entscheidung.

Schließlich beschreibt die Interviewte den Entscheidungsprozess als langfristig und vielschichtig: „Und viele Besprechungen mit meinem Mann, viele Besprechungen mit meiner Familie. Es waren sehr lange Prozesse.“ (Z. 590–592). Dabei betont sie die Bedeutung der Einbindung ihres sozialen Umfelds, einschließlich ihrer Freund*innen. Die kollektive Aushandlung führt letztlich zu einer gemeinsamen Entscheidung: „letztendlich haben wir es dann gemeinsam entschieden.“ (Z. 592), wodurch der interaktive Charakter der Motivbildung nochmals hervorgehoben wird.

5.1.1.5 Auseinandersetzung mit Pflegschaft als Privatperson und Fachkraft: „Aber bei mir kommt ja noch hinzu, dass ich selbst Pflegekind war, aber jetzt ja auch fachlich unheimlich damit Berührung habe.“ (Z. 586 ff.)

In ihrer Erzählung wechselt die Biografin mitunter die Perspektive und scheint ihre Situation durch die Augen einer Fachkraft zu analysieren. So wertet sie ihre eigene Entwicklung als „spannend“ (Z. 859). Im nächsten Schritt geht sie zu ihren Gefühlen über: „dass ich wirklich Angstzustände hatte.“ (Z. 860). Diese Mischung aus Privatperson und Fachkraft dokumentiert sich in ihrer weiteren Beschreibung: „Werde ich aber auch meinen Kindern gerecht, weil ich aus meinem fachlichen Kontext im Pflegekinderdienst es leider sehr häufig erlebt habe, dass die Familien ihre leiblichen Kinder zu wenig im Blick hatten.“ (Z. 865). Sie geht also mit der Logik einer Fachkraft vor und bezieht ihr Wissen aus der Pflegekinderhilfe auf ihren persönlichen und familiären Kontext, und identifiziert Risiken, hier zum Beispiel in Bezug auf den Altersun-

terschied zwischen ihrem Sohn und ihrem Pflege Sohn: „je dichter, desto schwieriger“ (Z. 869). Doch auch die biografischen Erfahrungen mit ihrer Familie werden in den Abwägungsprozess miteinbezogen: „Will ich diese Nähe zu meiner Herkunftsfamilie überhaupt?“ (Z. 875). Als Fachkraft ist ihr bewusst, dass die Aufnahme eines Pflegekindes eine enge Zusammenarbeit mit dessen Familie erfordert – sei es durch die Begleitung von Besuchskontakten oder die Biographiearbeit mit ihrem Pflege Sohn. In ihrer besonderen Situation bedeutet dies jedoch auch, sich mit Personen aus ihrer eigenen Kindheit auseinanderzusetzen, die ihr Gewalt angetan haben oder sie nicht geschützt haben – ihre Tante in ersterem, ihre Mutter in letzterem Fall. Ihr fachliches Wissen erweist sich dabei als hilfreich, da es ihr ermöglicht, ein realistisches Bild von den Herausforderungen zu entwickeln, die auf sie zukommen könnten.

Sie hebt ihre unterschiedlichen biografischen Erfahrungspunkte hervor: „das eine ist selbst Pflege-, also selbst Pflegekind zu sein und dann Pflegemutter zu werden. Aber bei mir kommt ja noch hinzu, dass ich selbst Pflegekind war, aber jetzt ja auch fachlich unheimlich damit Berührung habe.“ (Z. 586 ff.). Durch ihr berufliches Wissen kann sie die Situation also umfangreicher betrachten und sich ein realistisches Bild davon machen, was die Aufnahme eines Pflegekindes bedeutet. Gleichzeitig scheint sie darauf hinzuweisen, dass ihre persönliche Erfahrung als ehemaliges Pflegekind eine zusätzliche Dimension in ihren Entscheidungsprozess bringt, die über das rein Fachliche hinausgeht.

Ihr fachliches Wissen formt auch ihren Blick auf Max und potentielle Herausforderungen für sie als Mutter, oder für ihre Familie: „Ich wusste, wenn ich, ich hatte Max ja auch schon erlebt, Max war für mich nicht acht. Und Max war für mich schon klein. Und ich wusste er braucht ganz viel. Und es wird eine Reise, die wir auch miteinander machen müssen, wo es mit Sicherheit auch schwierige Situationen gibt.“ (Z. 581 ff.).

Neben den fachlichen Einschätzungen benennt sie auch die Rückbesinnung auf ihr Gefühl als ausschlaggebenden Punkt: „ja, also ich war sehr verkopft, mein Herz war aber auch da.“ (Z. 578). Schließlich verweist sie darauf, dass sie die Entscheidung nicht alleine getroffen

und ihr Umfeld miteinbezogen hat. In der Gesamtbetrachtung wird deutlich, dass sie die Entscheidung letztlich mit sich selbst aushandeln musste und sich dafür immer wieder Impulse von außen gesucht hat.

5.1.1.6 Eigene Moralvorstellungen – Aufnahme eines Pflegekindes als Frage des guten Menschen: „Du bist kein guter Mensch, wenn du das nicht machst.“ (Z. 855)

Ergänzend zu den persönlichen, mütterlichen und fachlichen Reflexionen bestimmen auch ihre moralischen Vorstellungen den Abwägungsprozess über die Aufnahme von Max, welche „sehr stark ausgeprägt“ (Z. 882) sind.

„Du bist kein guter Mensch, wenn du das nicht machst.“ (Z. 855) – mit dieser Aussage demonstriert sie den moralischen Druck, den sie sich selbst auferlegt. Gleichzeitig stellt sie diesem Empfinden eine tiefere Sorge gegenüber: „die Angst vor sich selbst.“ (Z. 883). Sie ringt mit der Vorstellung, dass eine Ablehnung der Aufnahme von Max ihr Selbstbild dauerhaft belasten könnte: „Wenn ich mich dagegen entscheide, werde ich immer damit leben müssen, dass ich mich dafür selbst nicht mag.“ (Z. 885).

Die Biografin scheint die Entscheidung zunächst mit sich selbst aushandeln zu müssen: „ich möchte erstmal mit mir ganz allein das ausmachen“ (Z. 890). Nach dieser Darstellung gelangt sie erneut zurück zu ihrem Gefühl der „Angst“ sich zu übernehmen. Es folgt eine Selbstbeschreibung: „in allen Bereichen, in denen ich eine Rolle habe, die möchte ich sinnvoll und so gut es geht ausfüllen.“ (Z. 902). Damit hebt sie die Sorge hervor, durch die Aufnahme von Max andere Lebensbereiche zu vernachlässigen, oder aber Max nicht gerecht zu werden. Weiter betont sie, dass sie in der Aufnahme von Max eine tiefgreifende und endgültige Verpflichtung sieht, die für sie kausal und unumkehrbar ist: „es war klar, wenn ich mich dafür entscheide, dann ist das so, dann gibt es auch kein Zurück mehr.“ (Z. 904). An dieser Stelle formuliert sie also auch einen moralischen Imperativ, der für sie als Pflegemutter gilt: „Dann wird Max uns auch nicht mehr verlassen, dann kann er

machen was er will“ (Z. 905), und bereitet sich innerlich auf potentiell schwierige Situationen vor.

5.1.1.7 Entscheidungsfindung zwischen Kopf und Bauch – Die Dominanz des Gefühls: „was ist mehr da? Kopf oder Bauch?“ (Z. 919)

Der Reflexionsprozess wird als „diese ganzen Bereiche“ von der Biografin zusammengefasst, bevor sie den Moment der finalen Entscheidungsfindung bildlich erzählt: „die Zähne geputzt und habe mich angeguckt und habe festgestellt, du bist so verkopft, das bist du gar nicht.“ (Z. 916). Die Interviewte schildert also, dass sie sich im Spiegel betrachtet, als sie feststellt, dass sie sich als Mensch sieht, der nach Gefühlen handelt, als „Herzmensch“ (Z. 917) und Entscheidungen aus dem „Bauch“ (Z. 917) heraus trifft und nicht als „Kopfmensch“ (Z. 917). Dies widerspricht ihrer vorherigen Darstellung des Reflexionsprozesses, welcher durch Abwägungen, Analysen und Reflexionen geprägt war. In diesem Moment der gleichzeitigen inneren und äußeren Selbstbetrachtung wägt die Interviewte erneut ab: „was ist mehr da? Kopf oder Bauch?“ (Z. 919), und formuliert ihren Fokus: „der Bauch ist mehr da. Oder das Gefühl ist mehr da und dem geb ich mehr Raum und das war dann die Entscheidung.“ (Z. 920). Die Selbstzuschreibung ein „Herzmensch“ zu sein und die zuvor formulierte eigene Moralvorstellung „wenn ich mich dagegen entscheide, werde ich immer damit leben müssen, dass ich mich dafür selbst nicht mag.“ (Z. 885), lassen in dem Moment der inneren und äußeren Selbstbetrachtung möglicherweise keinen auf rationalen Gründen basierten Entschluss zu, da dieser dem Selbstbild der Interviewten widersprechen würde.

5.1.1.8 Pflegeelternschaft als biografische Verarbeitung:

„Also ich verarbeite mit der Rolle, als Pflegemutter, mein eigenes Pflegekinderdasein.“ (Z. 621).

Ellen Martin rekonstruiert im Interview ihren persönlichen Verarbeitungsprozess anhand verschiedener „Bausteine“ (Z. 621). Dieser Prozess wird durch ihre Diplomarbeit zur Verwandtenpflege, ihre Tätigkeit im Pflegekinderdienst und ihre aktuelle Arbeit im Jugendamt strukturiert. Zu Beginn schildert sie ihre anfänglich kritische Haltung gegenüber dem Jugendamt, Pflegefamilien und der Praxis der Verwandtenpflege. Durch ihre berufliche Tätigkeit in diesen Bereichen konnte sie ihre Perspektive jedoch sukzessive differenzieren und anpassen. Als Motiv für ihre berufliche Laufbahn im Bereich der Pflegekinderhilfe nennt sie den Wunsch, bestehende Praktiken zu hinterfragen und zu verbessern: „Und das ist der Grund, warum ich im Jugendamt bin, warum ich im Pflegekinderdienst gearbeitet habe, weil ich es anders machen wollte, weil ich sehen wollte, ob es Pflegekindern schlecht geht.“ (Z. 227). Ihre berufliche Haltung, die sich in dem Zitat „Kinder und Jugendliche nicht zu verraten, sondern mit ihnen auf Augenhöhe unterwegs zu sein.“ (Z. 233) manifestiert, ist als Reaktion auf ihre persönliche Erfahrung eines „Verrats“ (Z. 142) durch das Jugendamt zu interpretieren. Diese Motivation spiegelt sich auch in ihrer aktuellen Arbeit im Jugendamt wider, wo sie sich für eine partizipative und respektvolle Zusammenarbeit mit Kindern und Jugendlichen einsetzt.

In ihrer weiteren Narration verknüpft Ellen Martin ihren beruflichen Werdegang kontinuierlich mit der Verarbeitung ihrer persönlichen Geschichte. Der Wechsel vom Pflegekinderdienst zum Jugendamt brachte sie an ihre Grenzen und führte dazu, dass sie sich erneut für eine Therapie öffnen konnte. Sie beschreibt ihren Verarbeitungsprozess als einen aktiven und vielschichtigen Weg, der durch verschiedene Interventionen gekennzeichnet ist: „Ich habe viel verarbeitet, habe nochmal eine Therapie gemacht, die mir sehr gut tat. Ich habe diese systemische Beratung jetzt gemacht und habe auch hier nochmal viel verarbeitet.“ (Z. 417 ff.). Dieser Prozess ermöglichte ihr schließlich,

ihren beruflichen und persönlichen Platz zu finden und eine klare Rollendefinition zu entwickeln.

Im Verlauf der Erzählung thematisiert die Interviewte ihre eigene Biografie als Pflegekind und artikuliert ein Motiv, das in ihrer bisherigen Darstellung implizit blieb: „dass ich Max aufgenommen habe, ist mit ein Baustein meiner eigenen Verarbeitung. Also ich verarbeite mit der Rolle, als Pflegemutter, mein eigenes Pflegekinderdasein.“ (Z. 621). Sie betont ihre Offenheit und erläutert ihre innere Argumentation: „Das fühlt sich aber gut an, und das ist auch in Ordnung. Also es ist ja nicht schlecht, da bin ich einfach sehr ehrlich auch.“ (Z. 622). Hierbei richtet sie sich explizit an die Interviewerin, und legitimiert ihr Handeln durch die Feststellung: „dass wir uns beide gut tun“ (Z. 624). Diese Rechtfertigung scheint ihr bedeutsam, da eigennützige Motive bei der Aufnahme von Pflegekindern häufig kritisch hinterfragt werden. Pflegeeltern agieren jedoch aus einem vielschichtigen Gefüge von Motiven, die sowohl altruistische als auch eigennützige Komponenten beinhalten können. Während selbstlose Beweggründe gesellschaftlich meist positiv konnotiert sind, stoßen persönliche Interessen oft auf Skepsis. Es ist jedoch zu berücksichtigen, dass auch scheinbar altruistische Motive zur Stärkung des Selbstwertgefühls beitragen können. Zudem sind eigennützige Beweggründe nicht grundsätzlich als problematisch zu bewerten, sondern können sogar zur Schaffung einer stabilen und förderlichen Umgebung für das Pflegekind beitragen. Entscheidend ist, dass die Interessen von Ellen Martin nicht im Widerspruch zum Wohl von Max stehen, was in diesem Fall nicht ersichtlich ist.

Ellen Martin formuliert sowohl für ihre berufliche Tätigkeit als auch für ihre Rolle als Pflegemutter ein Leitmotiv: den Wunsch, „es anders machen zu wollen“ (Z. 227) und „ich finde das immer eine schöne Motivation, etwas anders machen zu wollen, weil man selbst nicht die besten Erfahrungen gemacht hat“ (Z. 1091). Ihre biografische Verarbeitung erstreckt sich somit über verschiedene Lebensbereiche. Insbesondere im Hinblick auf die Gestaltung ihrer Pflegeelternrolle stellt sich die Frage, wie sie dieses Leitmotiv konkret umsetzt. Der

folgende Abschnitt widmet sich der Beschreibung dieses Zusammenhangs.

5.1.2 Gestaltung der Pflegeelternrolle

Ellen Martin strukturiert ihre Erzählung über das Zusammenleben mit ihrem Pflegesohn weitgehend chronologisch. Ihre Narration fokussiert den Alltag mit ihrem Pflegesohn und ihrer Familie, wobei sie Rückbezüge zu ihren eigenen Erfahrungen als Pflegekind herstellt. Aus ihren Erzählungen lassen sich Orientierungen für die Gestaltung ihrer Pflegeelternrolle ableiten, die im Folgenden analysiert werden.

5.1.2.1 Doing Family – Das aktive Gestalten familiärer Bindungen in der Pflegeelternrolle: „Und jetzt ist es so, ich kann ihn unheimlich gut riechen. Ich kuschel ganz gerne mit ihm.“ (Z. 600–603)

Die Biografin orientiert sich zunächst an Zahlen und beginnt ihre Erzählung über das Ankommen ihres Pflegesohns mit dem Einzugsdatum „2. Februar diesen Jahres“ (Z. 593) und der Dauer des Zusammenlebens: „es sind jetzt acht Monate für uns.“ (Z. 594). Sie nennt ihr Gefühl hierzu „schon ewig lange“ (Z. 595) und beschreibt, dass Max „so selbstverständlich geworden“ (Z. 596) ist. Im weiteren Verlauf der Erzählung zeigt sich, dass ihre Beziehung sukzessive gewachsen ist. So erzählt die Interviewte von einem „Riechproblem“, dass sie ihn am Anfang „wenig riechen“ (Z. 597) konnte und wertet sein Geruch als „fremd“ (Z. 598). Auch „körperliche Nähe war sehr schwierig“ (Z. 598). Damit beschreibt sie wesentliche Aspekte des *Doing Family* und formuliert die Herausforderung Nähe aufzubauen als kleinschrittigen Gewöhnungsprozess. Zudem setzt sie sich mit den Erwartungen von außen auseinander: „Auch dieses, naja, es ist ja Verwandtenpflege. Es ist ja kein Wunder oder es war so selbstverständlich für andere, warum ich ihn aufnehme.“ (Z. 599), und setzt dem ihr eigenes Gefühl entgegen, dass sie ein fremdes Kind aufgenommen hat. Zumal der Aspekt,

dass sie und Max miteinander verwandt sind, in ihrer Reflexion über die Aufnahme eher ein Hindernis darstellte, da sie sich somit auch wieder mehr auf ihre leibliche Familie einlassen muss. Im weiteren Verlauf beschreibt sie den Prozess der Annäherung „Und jetzt ist es so, ich kann ihn unheimlich gut riechen. Ich kuschel ganz gerne mit ihm.“ (Z. 561) und geht dazu über die Unterschiede in der Beziehung zu ihrem leiblichen Sohn zu benennen. Diese zeigen sich für sie zum einen im Alltag: „wo ich merke, so ihm selbstverständlich die Nase putzen oder ihm selbstverständlich so Dinge machen, die sind noch nicht da. Also bei meinem Sohn ist das so eine vertraute Nähe. Da gibt es nichts Unvertrautes.“ (Z. 602 ff.). Weiter stellt die Interviewte die Fragilität der Beziehung heraus: „gestern bin ich das erste Mal sehr laut geworden, habe sehr mit ihm geschimpft, weil er wirklich mich auch verletzt hat, so in dem, was er getan hat. Und danach, oh Gott, habe ich jetzt so irgendwas kaputt gemacht, diese 8 Monate, also man denkt ganz anders nach, man reflektiert sich anders, man überlegt ständig.“ (Z. 607–610). Das „man“ bezieht sie dabei auf sich in der Rolle als Pflegemutter und beschreibt, dass es in diesen Momenten keine Selbstverständlichkeit in der Beziehung zu ihrem Pflegesohn gibt, vielmehr scheint eine Unsicherheit vordergründig zu sein, wie viel sie ihrem Pflegesohn zumuten kann. Weiter beschreibt sie, dass sie als Mutter anders gefordert wird, weil ihr Pflegesohn nicht auf dem Entwicklungsstand eines Neunjährigen ist. Sie bezieht sich an dieser Stelle inhaltlich auf ihre Reflexion über die Aufnahme von Max und bekräftigt: „ich bin heilfroh, dass ich mich vorher damit schon auseinandergesetzt habe.“ (Z. 614) und sie sich somit bereits auf diese Herausforderung einstellen konnte. Ihr Mann scheint von dieser Entwicklung überrascht zu sein: „mein Mann, den erwischt es“ (Z. 615). An dieser Stelle benennt die Interviewte Unterschiede in der Herangehensweise als Eltern, da ihr Mann von ihrem Pflegesohn fordert, dass er sich altersentsprechend verhält, was er jedoch ihrer Einschätzung nach nicht leisten kann. Somit scheint Ellen Martin in ihrer Paarbeziehung und als Mutter für Max auch eine gesonderte Rolle einzunehmen, indem sie ihren Mann zum Beispiel für den verzögerten Entwicklungsstand von Max

sensibilisiert und ihn somit auch auffordert seine Erwartungen an Max anzupassen.

5.1.2.2 Bewusster Beziehungsaufbau und gemeinsames

Ankommen im neuen familiären Alltag: „Wir haben ein Kissen für ihn gemacht. Da haben wir Familie Martin drauf geschrieben.“ (Z. 922)

Die Interviewte leitet ihre Erzählung damit ein, dass es „spannend“ (Z. 923) ist, da sie denkt, dass der Beziehungsaufbau mit Max „von alleine gelaufen“ (Z. 924) ist. Sie korrigiert sich anschließend und legt dar, dass der Beziehungsaufbau ein bewusster Prozess war, der zum Teil auch durch sie gesteuert wurde, indem das „Einzugsdatum gewählt“ (Z. 925) ausgesucht wurde. Die Familie verzichtet zudem auf einen Skiurlaub und untersagt Besuche von Freund*innen, um ihm ein ruhiges Ankommen zu ermöglichen: „wir sind jetzt erstmal abgetaucht“ (Z. 928). Auch beziehen sie Max schon vor seinem Einzug mit ein, indem sie sein Zimmer einrichten und ihm Fotos schicken. Die Interviewte scheint Max zudem von Beginn an das Gefühl der Zugehörigkeit vermitteln zu wollen, so berichtet, sie ihm ein Kissen geschenkt zu haben: „Da haben wir Familie Martin drauf geschrieben. Wo wir dann Max, Ellen, Andi, Laura und Ben und unsere Katzen drauf sind.“ (Z. 933). Anders als die Interviewte es selbst als Pflegekind erlebt hat, heißt sie Max willkommen in der Familie. Ihm wird wie allen anderen Familienmitgliedern ein eigener Raum zur Verfügung gestellt. Durch das Kissen wird er auch bildlich als Teil der Familie abgebildet und anerkannt.

Zudem ist das gemeinsame Ankommen im familiären Alltag zu Beginn des Pflegeverhältnisses wesentlich für alle Familienmitglieder. So stellt Ellen Martin dar, dass es ihrem Mann „ganz wichtig“ war, „da von Anfang an intensiv mit drin zu sein“ (Z. 936). Der Pflegevater stellt also unter Beweis, dass er – wie vor der Aufnahme von Max geäußert – gewillt ist Max in die Familie zu integrieren. Das gemeinsame Vorgehen der Eltern: „Und haben die Kinder immer abends im Wechsel ins Bett gebracht, eine halbe Stunde jeder und morgens im

Wechsel auch geweckt“ (Z. 937–938), lässt darauf schließen, dass sie sich vor dem Einzug von Max darüber ausgetauscht und Absprachen getroffen haben, wie ein gutes Ankommen gelingen kann. Auch dieses Vorgehen bildet einen Kontrast zu den eigenen Erfahrungen der Interviewten als Pflegekind. In der Fremdpflegefamilie wurde ihr durch den Pflegevater immer wieder vermittelt, dass sie nicht erwünscht ist. Auch am Umgang mit der Schule wird ersichtlich, dass sich die Interviewte auf die Bedürfnisse ihres Pflegesohns bezieht und ihm die Eingewöhnung erleichtern möchte: „Das konnten wir dann aushandeln oder besprechen, dass er die letzten zwei Ferientage in die Montessori geht.“ (Z. 939). Die Interviewte hebt hervor, dass es ihr „persönlich“ wichtig war, familiäre Routinen und Abläufe beizubehalten. Dies begründet sie einerseits mit den Bedürfnissen der Kinder: „dass Ben auch die Orientierung behält“ (Z. 946) und „Max auch ein Stück weit ja mit in die Abläufe reinkommt“ (Z. 947). Andererseits scheinen diese als Orientierung auch für sie selbst wichtig zu sein, da die Einhaltung der Tagesstruktur in ihrem Aufgabenbereich liegt: „weil im Alltag bin ich ja immer mit den Kindern rein. Mein Mann fährt morgens los und kommt abends dann wieder.“ (Z. 944). Die Aussage der Interviewten: „Hier verändert sich jetzt nicht alles.“ (Z. 947) kann als Wunsch nach Normalität gedeutet werden. Denn in der Gesamtbetrachtung zeigt sich, dass sich alles verändert. Die Eltern sind damit konfrontiert ein weiteres Kind in die Familie zu integrieren, die leiblichen Kinder müssen sich im Umgang mit einem weiteren Geschwisterkind ausprobieren und Max als Pflegekind ist gefordert seinen Platz zu finden, die familiäre Kultur kennenzulernen, sowie ein neues schulisches Umfeld. Die alltäglichen Routinen bekommen also eine besondere Bedeutung, da sie sich weitestgehend nicht verändern und somit als Sicherheit dienen.

5.1.2.3 Sicherheit durch kommunikative Routinen:

„Wir haben viel Familienrat gehalten, viel über Gefühle gesprochen.“ (Z. 951)

Im vorliegenden Abschnitt beschreibt die Interviewte den Umgang mit Gefühlen in ihrer Familie. Sie stellt voraus: „Also das, was jetzt stattfindet, gibt es sonst gar nicht.“ (Z. 950). Dabei bezieht sie sich auf den Familienrat als neues Instrument, um miteinander ins Gespräch zu kommen. Weiter benennt sie die Gefühle ihres Pflegesohns: „Max hat die ersten Male sehr viel geweint, hat viel Ängste geäußert.“ (Z. 952) und spricht im Verlauf ihre eigene Interpretation an: „Wenn irgendjemand, gerade wenn Ben irgendwas kritisiert an ihm, dann muss er uns verlassen.“ (Z. 953). Sie beschreibt, dieses „Thema“ kommunikativ aufgegriffen und sich mit ihrem Mann „Strategien“ (Z. 954) überlegt zu haben, um Max die Sicherheit zu vermitteln, dass er die Familie nicht verlassen muss. Sie formulieren die Regel, welche beim Familienrat zuerst genannt wird, dass niemand die „Familie verlassen muss“ (Z. 956). Dabei werden die Mitglieder abwechselnd genannt. Die Interviewte hebt hier hervor, dass ihr Pflegesohn explizit nicht jedes Mal als „erster“ (Z. 958) genannt wird, um ihm kein Gefühl der Sonderrolle zu vermitteln. In der vorliegenden Sequenz zeigt sich erneut das Streben der Biografin, ihrem Pflegesohn das Gefühl der Zugehörigkeit zu vermitteln und ihm das Ankommen zu erleichtern. Auch wird deutlich, dass sie dabei das ganze Familiensystem einbezieht und so den Familienrat als Instrument einführt, um allen gleichberechtigt die Möglichkeit zu geben über ihre Gefühle zu sprechen, und so zwischen den Bedürfnissen ihrer leiblichen Kinder und denen ihres Pflegesohns vermitteln zu können. Aus ihrer eigenen Biografie kennt die Interviewte das Gefühl anders behandelt zu werden als die leiblichen Kinder, oder in ihrem Fall als die Dauerpflegekinder. Ebenso kann sie die Emotion nachvollziehen in einer Familie nicht sicher zu sein, beziehungsweise davon bedroht zu sein diese wieder verlassen zu müssen. Ihre Suche nach Strategien könnte also durch die Motivation begründet sein, ihre Erfahrungen nicht zu wiederholen und ihrem Pflegesohn ein Gefühl der Sicherheit vermitteln zu wollen. Letztlich beschreibt sie, dass ihr dies

geglückt ist, indem sie äußert: „Und genau, da sind wir gut gewachsen.“ (Z. 959).

5.1.2.4 Orientierung am Tempo des Kindes:

„Und dann haben wir auch gar nichts gemacht. Wir haben gesagt, überhaupt keine Hobbys, gar nichts. Und haben ihn erst mal kommen lassen.“ (Z. 970)

In der vorliegenden Sequenz geht die Interviewte auf die soziale Vernetzung ihrer Familie ein und erzählt von Max' Prozess der Integration. Sie leitet ihre Erzählung mit der Wertung ein, dass es „ein bisschen schwierig“ (Z.960) war. Sie geht über zu einer Selbstbeschreibung: „wir sind eine sehr stark integrierte Familie in [Ortsname].“ (Z. 961) und berichtet von ihrer Erwartung an Max: „Ich wollte, dass ich ihn relativ schnell bei uns integriere“ (Z. 961). So meldet sie ihn bei einer Sportgruppe für Kinder an, mit der sie gute Erfahrungen gemacht hat. Anders als sie es sich gewünscht hat, zeigt sich „Max davon überfordert“ und „wollte da gar nicht hin“ (Z. 967). Sie stellt fest: „Aber das war für Max in dem Moment nicht das Richtige.“ (Z. 968) und beschließt „ihn erst mal kommen zu lassen.“ (Z. 970). Die Interviewte verfügt also über die innerliche Flexibilität Max zuzugestehen, dass er sich selbst aussuchen kann, ob er mit Hobbies aktiv werden möchte und kann somit zunächst vom eigenen Ideal, eine stark integrierte Familie zu sein, abweichen. Weiter beschreibt sie, dass sie ihn letztendlich in der Kinderkirche angemeldet haben. So scheint sie ihm weiterhin ein Gefühl der Zugehörigkeit vermitteln zu wollen und sieht in dem Angebot eine Chance, weil es um „Zusammenkunft und Miteinander“ (Z. 974) geht. Über seinen Pflegebruder Ben entdeckt Max die Pfadfinder für sich. Die Interviewte scheint an dieser Stelle einen Erfolg hervorzuheben: „Und da hat er jetzt das erste Mal geschlafen“ (Z. 979). Sie betont, dass es weiterhin fremde und neue Dinge für Max gab: „Und er war zwischenzeitlich auch überfordert. Meine Güte, habt ihr viele Freunde. Also das konnte er am Anfang gar nicht so begreifen.“ (Z. 981), und sie als Eltern immer wieder gefordert waren abzuwägen,

wie viel ihm davon zugemutet werden kann: „Dass wir auch öfter mal gucken mussten, wieder ein bisschen auf die Pause drücken.“ (Z. 982). Es gibt für Max durch die Familie Impulse für Sozialaktivitäten, da sie stark integriert ist. Dies übt möglicherweise Druck auf ihn aus dem entsprechen zu wollen. Schließlich sucht er sich seine Hobbies über die Pflegefamilie aus, was dafür sprechen könnte, dass er dieser gefallen und ihre Erwartungen erfüllen will. Ebenso ist es jedoch möglich, dass er Sicherheit und Rückhalt benötigt, wenn er sich in neuen Gruppen befindet und sich deshalb Nähe zu seinen Bezugspersonen wünscht.

5.1.2.5 Ein sicherer Rahmen für eigenständige Schritte „Am Anfang habe ich ihn sehr wohl behütet bei mir gehabt. Wir haben erstmal [Ortsname] trainiert. Er ist überall mit hingekommen. Wir haben viele Wege gemacht.“ (Z. 993)

In der vorliegenden Sequenz liegt die Orientierung der Interviewten auf ihrer Verantwortung als Elternteil. So beschreibt sie, dass ihr leiblicher Sohn weiterhin Freiraum für sich haben soll und nicht zusätzlich sein zweites Hobby mit Max teilt: „Obwohl auch beide sagen sie würden es gerne zusammen machen, ist mir aber wichtig, dass auch eine Sache getrennt ist.“ (Z. 985). Weiter beschreibt sie, dass sich inzwischen zum Beispiel ihre Weck-Routine mit den Kindern verändert hat, weil sie das „nicht mehr geschafft“ (Z. 987) hat und diese für Max ohnehin „nicht hilfreich“ (Z. 988) war. Sie geht dazu über, den „Anfang“ (Z. 992) mit Max zu skizzieren und hebt hervor: „habe ich ihn sehr wohl behütet bei mir gehabt“ (Z. 992) und „Wir haben erstmal [Ortsname] trainiert. Er ist überall mit hingekommen“ (Z. 993). Dafür hat sie eine Zeit lang auf ihre „Selbstständigkeit“ (Z. 994) verzichten müssen. Weiter erzählt sie von Situationen in denen sie Max schrittweise mehr Eigenständigkeit zugetraut hat: „Er wollte auch schon mal die Flaschen alleine wegbringen. Er ist an den Containern vorbeigelaufen.“ (Z. 999). Sie schildert die Beobachtung: „Also manchmal läuft es und es gibt Momente, wo er es nicht hinkriegt. Wo man einfach merkt, er hat gar keine Orientierung.“ (Z. 1001) und benennt elterliche Strategien

im Umgang damit: „Dann gehen wir halt wieder einen Schritt zurück. Also es ist ein ständiges Ausprobieren.“ (Z. 1003). Die Interviewte zeichnet ein umfassendes Bild der Bedürfnisse ihrer Familienmitglieder und gewährt Einblick in ihr eigenes Erleben der Situation. Dabei macht es den Eindruck, dass sie hauptverantwortlich dafür ist die Bedürfnisse der anderen zu erkennen, oder einen Raum zu schaffen, um diese ansprechbar zu machen. Zudem beschreibt sie das ständige Ausprobieren als neue Normalität. Sie befindet sich also nach wie vor im Prozess Max kennenlernen und einschätzen zu können.

5.1.2.6 Förderung der Beziehung zwischen leiblichen Kindern und Pflegekind: „Also wir sind, glaube ich, schon mittlerweile miteinander in Beziehung.“ (Z. 1018)

Die Interviewte schildert anhand einer für sie prägenden Situation wie sich die Beziehungen zwischen ihren leiblichen Kindern und ihrem Pflegesohn entwickelt haben. Zunächst erzählt sie, dass ihr leiblicher Sohn und ihr Pflegesohn Außenstehende „korrigieren“ (Z. 1007), wenn sie von ihnen als „Brüder“ (Z. 1008) bezeichnet werden und richtigstellen, dass sie „Cousins“ (Z. 1008) sind, was von ihr und ihrem Mann so „akzeptiert“ (Z. 1008) wurde. Danach kommt die Interviewte auf eine Entwicklung zu sprechen, die sich erst am Tag zuvor zugetragen hat. So erzählt sie von einer Situation in der die beiden als Brüder bezeichnet wurden, dies unkommentiert stehen ließen, dabei „grinsten“ und sich gegenseitig und danach die Interviewte „anguckten“ (Z. 1016). Sie erzählt später ihrem Mann davon und hält für sich fest: „Also wir sind, glaube ich, schon mittlerweile miteinander in Beziehung.“ (Z. 1018). Die Interviewte scheint in dieser Situation einen Erfolg zu erkennen. In den Sequenzen zuvor beschreibt sie die familiären Bemühungen Max zu integrieren, und Max' Ängste die Familie wieder verlassen zu müssen. Womöglich sieht sie in den Reaktionen der Kinder sich als Cousins zu bezeichnen eine Abgrenzung zueinander, die sich auflöst als sie sich Brüder nennen lassen. Auch wird in der Situation nonverbal die Übereinkunft zwischen (Pflege-)mutter und Kindern getroffen, dass sie

eine Familie sind, und sie versichern sich jeweils über den Blickkontakt und das Einander-zu-grinsen der gegenseitigen Legitimation. Die Interviewte bekräftigt ihre Einschätzung, dass die Beziehungen sich gefestigt haben, indem sie erzählt, dass sich die Kinder gegenseitig „vermissen“ (Z. 1019) als sie auf Klassenfahrt sind. An dieser Stelle geht sie auch auf die Beziehung zwischen ihrer Tochter Laura und Max ein, welche in der bisherigen Darstellung kaum eine Rolle gespielt hat, was daran liegen könnte, dass Laura sich bereits im Teenageralter befindet und sich daher mehr aus dem Familienleben zurückzieht. Schließlich fasst die Interviewte zusammen und äußert sich positiv über die Beziehungsentwicklung: „Ja, das war schön. Da merkt man, dass es gewachsen ist.“ (Z. 1022).

5.1.2.7 Pflegeelternrolle im Kontext von Fürsorge und Zärtlichkeit – Eine bewusste Abgrenzung von eigenen Kindheitserfahrungen: „Und ich weiß, also das ist mir heute noch ein Bedürfnis, dass ich heute in die Zimmer gehe und meinen Kindern über die Wange streiche. Und bei Max genau das Gleiche.“ (Z. 208)

Die Biografin wirft die Frage auf, was eine gute Pflegemutter und Mutter ausmacht. Sie beginnt mit einem Rückblick auf ihren Wunsch, früh eine eigene Familie zu gründen, und erklärt, dass sie in ihren eigenen Pflegefamilien keine positiven Erfahrungen gemacht hat. Dies führt sie zu dem Schluss, dass sie nun selbst eine gute Pflegemutter und Mutter sein möchte. Sie fragt sich, was „schon gut“ (Z. 200) bedeutet, und geht direkt zu einer biografischen Erzählung über. Dabei beschreibt sie ihr kindliches Bedürfnis nach Nähe, das sie in einem Film beobachtete, als ein Vater seinem Sohn liebevoll über die Wange streichelt. Dieses Bedürfnis wurde in ihrer eigenen Kindheit nicht erfüllt. Sie erklärt: „Also ich mach das nicht jeden Abend, aber so jeden zweiten, dritten Abend ist mir das ein Bedürfnis, geh ich rein, streichel mal über die Wange“ (Z. 210). Diese Geste, die sie zu einem familiären Ritual gemacht hat, ist für sie ein Ausdruck der Zärtlichkeit und Fürsorge, die sie in ihrer eigenen Kindheit vermisste.

Darüber hinaus spricht sie mit ihrem Mann und ihrem Pflegesohn über dieses Ritual, was darauf hindeutet, dass ihre Definition von einer guten Mutter und Pflegemutter mit der Fähigkeit zusammenhängt, Zuneigung zu zeigen und die eigenen Bedürfnisse offen zu kommunizieren. Ihre Erzählung zeigt, dass sie sich bewusst dafür entscheidet, eine Mutter zu sein, die liebevoll handelt und ihre Bedürfnisse und die ihrer Kinder anerkennt. Sie begründet ihre Entscheidung, selbst Mutter zu werden, durch den Wunsch, das familiäre Miteinander so zu gestalten, wie sie es selbst nicht erlebt hat – von Nähe, Zärtlichkeit und Kommunikation geprägt. In diesem Kontext beantwortet sie ihre Frage nach einer „guten“ Mutter, indem sie eine Verbindung zu den Erfahrungen ihrer Kindheit und dem Bedürfnis nach positiver Fürsorge herstellt. Zudem eröffnen sich der Biografin in ihrer Rolle als Mutter und Pflegemutter Handlungsoptionen. Sie kann nun die (Pflege-) Mutter verkörpern, die sie sich selbst als Kind gewünscht hat.

5.1.2.8 Vermittlung von Zugehörigkeit vor dem Hintergrund eigener biografischer Erfahrungen: „Also Max darf nicht das Gefühl haben, er wird anders behandelt als die leiblichen Kinder. Und die leiblichen Kinder, gerade mein jüngster Sohn, darf nicht das Gefühl haben, Max darf alles. Nur weil er das Pflegekind ist.“ (Z. 846–848)

Ellen Martin kontextualisiert ihre Wahrnehmung, indem sie ihre eigenen Erfahrungen als Pflegekind in den Vordergrund rückt: „Aber deswegen habe ich gesagt, so wie Max.“ (Z. 829). Durch das Wort „auch“ etabliert sie eine Parallele zwischen ihren eigenen Gefühlen der Exklusion und denen von Max: „Und dass ich mich auch immer oft so rausgenommen habe oder manchmal auch gar nicht dazu gehören wollte. (.) Und dass es sich auch nicht für mich so angefühlt hat, dass ich dazu gehöre.“ (Z. 831). Diese Identifikation über die gemeinsame Erfahrung des Pflegekindseins und mangelnder Zugehörigkeit bildet die Grundlage für ihre folgenden Überlegungen. Sie wechselt die Perspektive und thematisiert die Handlungen der Erwachsenen, ihrer Pflegeeltern, und deren Auswirkungen auf ihre eigenen Gefühle

als Pflegekind: „Und ich habe immer einen Unterschied gemerkt in der Behandlung. Zwischen den Dauerpflegekindern und mir.“ (Z. 835). Aus dieser Beobachtung leitet sie eine Reflexion über die Bedeutung ihrer aktuellen Familienkonstellation für Max ab: „Und die Sorge habe ich vielleicht, oder vielleicht stelle ich es auch fest, dass es bei Max jetzt ist. Weil jetzt sind es ja nicht Dauerpflegekinder von klein auf, sondern die leiblichen Kinder. Und Max ist das Pflegekind.“ (Z. 838). Sie erweitert ihre Reflexion auf die Perspektive ihrer leiblichen Kinder, insbesondere ihres jüngsten Sohnes: „Ich muss mal sagen, mein zehnjähriger Sohn, der muss ja auch eine ganze Menge gerade machen.“ (Z. 840). Abschließend formuliert sie eine Schlussfolgerung für ihr eigenes Handeln als Pflegemutter: „Und das muss man ja alles im Blick haben. Also Max darf nicht das Gefühl haben, er wird anders behandelt als die leiblichen Kinder. Und die leiblichen Kinder, gerade mein jüngster Sohn, darf nicht das Gefühl haben, Max darf alles. Nur weil er das Pflegekind ist.“ (Z. 845–848). Sie kehrt zu ihrer Ausgangsfrage zurück und stellt erneut eine Verbindung zu ihrer eigenen Biografie her: „Aber es ist ein Thema, dem ich mich auch stelle. Und es hat ja auch mit meiner eigenen Geschichte zu tun.“ (Z. 850), was die aktive Auseinandersetzung mit ihrer Biografie offenbart. Der Ausdruck „dem ich mich auch stelle“ verdeutlicht, dass es sich nicht um eine passive Betroffenheit handelt, sondern um einen bewussten Prozess der Reflexion mit ihren Erfahrungen als Pflegekind. Diese Haltung deutet darauf hin, dass sie sich ihrer eigenen Vergangenheit stellt, um bewusster und empathischer auf die Bedürfnisse von Max und ihren leiblichen Kindern eingehen zu können. In diesem Zusammenhang wird erneut die Verbindung zwischen ihrer persönlichen Geschichte und ihrer Rolle als Pflegemutter deutlich. So prägen ihre Erfahrungen ihr Handeln und ihre Entscheidungen als Pflegemutter. Zudem zeigt sich, dass die Verarbeitung ihrer eigenen Geschichte ein fortlaufender Prozess ist, der durch die aktuelle Situation mit Max neu angestoßen wird.

5.1.2.9 Dilemma in der Zusammenarbeit mit ihrer leiblichen Familie: „Da muss ich mich noch gut definieren und abgrenzen, weil ich möchte einfach zu meiner Familie keinen Kontakt haben. Ich möchte aber Max das gerne aufrechterhalten.“ (Z. 1104–1105)

In der Darstellung ihrer Erfahrungen als Pflegemutter offenbart Ellen Martin ein Spannungsverhältnis, das sich aus ihrer eigenen Biografie als Pflegekind und den spezifischen Anforderungen der Verwandtenpflege ergibt. So beschreibt sie die Herausforderung: „Da muss ich mich noch gut definieren und abgrenzen, weil ich möchte einfach zu meiner Familie keinen Kontakt haben. Ich möchte aber Max das gerne aufrechterhalten.“ (Z. 1104–1105), was einen inneren Konflikt darstellt, der durch die Notwendigkeit der Grenzziehung gegenüber ihrer eigenen Familie und der gleichzeitigen Förderung der familiären Bindungen von Max entsteht.

Dieser Konflikt stellt sich auch exemplarisch anhand einer Familienfeier dar, an welcher Max ohne Ellen Martin teilnimmt, da diese von dem Teil der Familie ausgerichtet wird zu welchem sie Distanz wahr: „die Herausforderung ist, dass ich mit der Tante jetzt wieder Kontakt habe, wobei es schon ruhiger geworden ist. Das ist schon eine Herausforderung, finde ich. Also, dass die Familie wieder enger rutscht. Er war auch auf einer Einschulung bei den anderen.“ (Z. 1101–1103). Die Beschreibung offenbart einen Prozess der Aushandlung von Nähe und Distanz, der durch die spezifische Konstellation der Verwandtenpflege bedingt ist. Die Ambivalenz zwischen dem Wunsch nach Distanz und der Notwendigkeit, Max' familiäre Beziehungen zu ermöglichen, führt zu einem Spannungsfeld, das die Biografin aktiv bearbeitet.

Die scheinbare Inkonsistenz, mit der Ellen Martin zunächst Herausforderungen aufgrund ihrer eigenen Erfahrungen als Pflegekind verneint und dann unmittelbar die Kontakte mit ihrer Tante als Herausforderung benennt, lässt sich als Ausdruck ihres Verarbeitungs- und Reflexionsprozesses interpretieren. So ergibt sich der Eindruck, dass Ellen Martin sich der potenziellen Auswirkungen ihrer eigenen

Biografie auf ihre Rolle als Pflegemutter bewusst ist, und dass sie sich um eine differenzierte Betrachtung der Situation bemüht.

5.1.2.10 Biografie als Ressource für die Pflegeelternrolle: „Also er stellt mir Fragen. Und dann kann ich dann antworten. Und über meine Antwort fängt er an zu erzählen. Und das finde ich etwas ganz Wertvolles.“ (Z. 1048)

Zunächst geht die Biografin auf ihre verwandtschaftliche Verbindung zur Mutter ihres Pflegesohns ein: „weil sie bei meiner Oma lebte“ (Z. 1028), und schildert, dass sie diese „das letzte Mal gesehen“ (Z. 1027) hat als sie 20 Jahr alt und Max noch nicht auf der Welt war. Max fragt „manchmal nach seiner Mutter.“ (Z. 1025), was sie „schwierig“ (Z. 1025) findet, da sie ihm „da wenig Antworten geben kann“ (Z. 1026) und Max derzeit keinen Kontakt zu seiner Mutter hat. Sie verfügt aber über ein Foto von dem letzten Treffen mit ihr, da sie zur Taufe ihrer Tochter gekommen ist, und hat ihrem Pflegesohn dieses gezeigt. Die Interviewte geht also auf sein Bedürfnis ein mit ihm über seine Familie zu sprechen, und sucht dabei nach eigenen Berührungspunkten, um ihm aus ihrer Perspektive von seiner Mutter zu erzählen. Über die verwandtschaftlichen Beziehungen von Pflegemutter und Pflegesohn hinaus teilen die beiden auch die Erfahrung der Inobhutnahme: „Er hat mir erzählt, dass er ja, als er in Obhut genommen wurde, von der Polizei abgeholt wurde. (...) Genau, und dann habe ich ihm erzählt, dass ich das auch kenne.“ (Z. 1031–1033). Die Interviewte nutzt also „Gemeinsamkeiten“ (Z. 1034), um mit ihrem Pflegesohn ins Gespräch zu kommen. Dabei geht sie mit ihm auf eine „kindliche“ (Z. 1035) Ebene und versucht ihn so bei der Verarbeitung zu unterstützen. So erzählt sie von einer weiteren Situation, als ihr Pflegesohn unvermittelt auf ihr Gespräch zurückkommt: „Wir saßen dann ein paar Tage später am Frühstückstisch und so ganz plötzlich sagt er Tante Ellen, war denn das Auto blau oder grün? (.) Max, wo bist du gerade? Na, als du mit der Polizei abgeholt wurdest. (.) Stimmt! Mein Auto war nämlich blau. Na, meins war grün. Oh, dann haben wir doch nicht alles gemeinsam.“

(Z. 1036–1039). Die Interviewte vermittelt durch ihren offenen Umgang mit seiner Frage das Gefühl, dass seine Vergangenheit ansprechbar und als Normalität akzeptiert ist. Gleichzeitig wird in der Aussage auch der Versuch deutlich sich voneinander abzugrenzen, indem Unterschiede hervorgehoben werden. Die Interviewte wertet ihr Vorgehen der Suche nach Gemeinsamkeiten und der Möglichkeit der Identifikation als Erfolg, so stellt sie fest, dass es ihrem Pflegesohn darüber leichter gemacht wird sich zu öffnen: „Und da ist er dann drin. Und über diesen Moment geht man rein.“ (Z. 1040). Zudem teilen Pflegemutter und Pflegesohn die Erfahrung des Aufwachsens in einer Pflegefamilie: „hast du eine Mama? Und ich sag, ja. Und dann fragte er, hast du denn bei ihr auch gelebt? Und dann habe ich gesagt, nee, öfter auch mal nicht. Also nicht so richtig. (.) So wie ich, Tante Ellen. Ich lebe ja jetzt auch nicht bei meiner Mama.“ (Z. 1042–1045). Die Interviewte trägt also zur Normalisierung der Erfahrung ihres Pflegesohns bei, in einer Pflegefamilie aufzuwachsen, indem sie als primäre Bezugsperson ihre eigenen, ähnlichen Erlebnisse als gemeinsame Anknüpfungspunkte einbringt. So beschreibt sie den Kreislauf ihrer Gespräche und der gemeinsamen Verarbeitung: „Und ich merke, dass er mir dann aber auch erzählt. Also er stellt mir Fragen. Und dann kann ich dann antworten. Und über meine Antwort fängt er an zu erzählen. Und das finde ich etwas ganz Wertvolles.“ (Z. 1046–1048). Die Lebensgeschichte der Interviewten bekommt damit eine besondere Funktion, da sie als Türöffner für den Verarbeitungsprozess ihres Pflegesohns dient, was wiederum auch für die Interviewte selbst eine Möglichkeit bietet, ihre eigene Vergangenheit neu zu reflektieren und positiv zu integrieren.

5.1.2.11 Akzeptanz von Differenzen und Grenzen der Identifikation: „Es sind gravierende Unterschiede unter uns. Und das ist auch in Ordnung.“ (Z. 1061)

In der vorliegenden Sequenz wird deutlich, wie Ellen Martin ihre eigene Biografie und Selbstwahrnehmung als Grundlage für den Austausch mit Max nutzt und dabei gleichzeitig eine klare Abgrenzung wahrt.

Zunächst orientiert sie sich an der Frage der Interviewerin und bezieht sich auf Verhaltensmuster, die sie bei sich selbst wiedererkennt: „Dass er sich manchmal so ein bisschen ins Außen schiebt. Durch plötzliches Verhalten. Das kenne ich von mir auch.“ (Z. 1050). Diese Selbstreflexion bildet den Ausgangspunkt für den Vergleich zwischen ihren eigenen Charaktereigenschaften und denen von Max. Sie differenziert, indem sie betont: „Also Max ist hilfloser, finde ich. Ich war deutlich präsenter.“ (Z. 1060).

Besonders prägnant wird dieser Abgrenzungsprozess, als sie feststellt: „Es sind gravierende Unterschiede unter uns. Und das ist auch in Ordnung. Komischerweise will ich mich gar nicht so identifizieren mit ihm.“ (Z. 1061–1062). Diese Aussage lässt mehrere Ebenen erkennen: Zum einen erkennt sie die Unterschiede zwischen sich und Max als bereichernd an und legitimiert sie, zum anderen signalisiert sie ein bewusstes Bedürfnis, ihre eigene Identität und biografische Geschichte zu wahren, ohne zu viel von sich auf ihn zu projizieren. Ihre weiteren Beschreibungen, dass es sich um eine „entfernte Verwandtschaft“ (Z. 1063) und um ein „fremdes Kind“ (Z. 1064) gehandelt habe, unterstreichen diesen bewussten Distanzierungsprozess, der zugleich Raum für eine authentische Beziehung schafft.

Ellen Martin beschreibt ihre Beziehung zu Max beispielhaft anhand einer Situation nach einem Streit, in der beide erkennen, dass trotz aller Differenzen eine wertschätzende Verbindung besteht: „dann hält er so inne und sagt, du bist zwar manchmal nervig, aber ich mag dich. Und dann hab ich gesagt, ey Max, check, ist wie mit dir. Ich finde dich auch manchmal nervig, aber ich mag dich total.“ (Z. 1070–1072). Dieser Dialog zeigt, dass die Beziehung von der Anerkennung individueller Unterschiede lebt, die gleichzeitig die Basis für ehrliche Kommunikation und gegenseitigen Respekt bilden.

5.1.2.12 Rollensynthese – Perspektiven als Fachkraft und Pflegemutter: „Also für mich ist Max das wandelnde Pflegekinderbuch.“ (Z. 1077)

Die Biografin stellt eine ihrer Perspektiven auf ihren Pflegesohn dar: „bei Max merke ich eher meine Fachlichkeit.“ (Z. 1076). Sie hebt damit hervor, dass sie aus ihrer Erfahrung als Fachkraft des Pflegekinderdienstes spricht und stellt fest: „Also für mich ist Max das wandelnde Pflegekinderbuch“ (Z. 1077). Diese Metapher verdeutlicht, dass sie in Max viele der theoretischen Konzepte und Fallbeispiele wiedererkennt, die sie aus ihrer beruflichen Praxis kennt. Sie stellt also fest, dass sich das als Fachkraft Erlernte in der Realität widerspiegelt, was ihr eine Bestätigung ihrer Fachkenntnisse gibt. Dabei beobachtet sie, dass Max in verschiedenen „Stadien“ (Z. 1079) Dinge nachholt, die er in seiner Kindheit verpasst hat, was sie als einen Teil des Verarbeitungsprozesses sieht.

Diese Perspektive zeigt, dass ihre Rolle als Pflegemutter stark mit ihrem professionellen Wissen verwoben ist. Ihre Deutung des Entwicklungsverlaufs von Max basiert nicht nur auf subjektiven Erfahrungen, sondern auch auf fachlicher Einschätzung. Dadurch entsteht eine Synthese aus emotionaler Verbundenheit und professioneller Distanz, die es ihr ermöglicht, sein Verhalten sowohl aus einer persönlichen als auch aus einer eher distanzierten analytischen Perspektive zu betrachten.

5.1.2.13 Reflexion als leitende Intention bei der Gestaltung der Elternrolle: „Und ich finde das immer eine schöne Motivation, etwas anders machen zu wollen, weil man selbst nicht die besten Erfahrungen gemacht hat.“ (Z. 1097)

Die Biografin argumentiert, dass ihre persönlichen Erfahrungen sie geprägt haben und, dass sie daraus wesentliche Erkenntnisse für die Beziehungsarbeit gewonnen hat. Ein wichtiger Aspekt ihrer Haltung ist die bewusste Transparenz bezüglich ihrer Pflegefamilie: „Außenwir-

kung ist mir völlig egal“ (Z. 1088). Diese Aussage unterstreicht, dass es ihr nicht darum geht, nach außen hin ein bestimmtes Bild zu vermitteln, sondern vielmehr darum, innerhalb der Familie authentisch zu bleiben. Gleichzeitig zeigt sich hier ihre Sensibilität gegenüber den Bedürfnissen ihres Pflegesohnes, da sie bewusst darauf achtet, dass er sich nicht benachteiligt fühlt: „Aber ich merke, dass ich schon darauf achte, was ich vorhin ja beschrieben habe, dass er sich nicht zurückgestellt fühlt.“ (Z. 1091).

Diese Haltung ergibt sich aus ihren eigenen Erfahrungen, in denen sie selbst Ungleichbehandlungen erlebt hat. Indem sie reflektiert, welche Aspekte in der Beziehungsarbeit wichtig sind, nimmt sie eine aktive Rolle in der Gestaltung der Pflegeelternschaft ein. Ihre Motivation, Pflegeelternschaft zu leben, ergibt sich somit aus dem konkreten Bestreben, die Fehler und Defizite, die sie selbst erlebt hat, in ihrer eigenen Familie zu vermeiden. Dies bringt sie explizit zum Ausdruck: „Und ich finde das immer eine schöne Motivation, etwas anders machen zu wollen, weil man selbst nicht die besten Erfahrungen gemacht hat.“ (Z. 1096–1098). Damit macht sie deutlich, dass ihre eigenen Kindheits-erfahrungen als Antrieb für ihr Handeln dienen und sie ihre Elternrolle bewusst gestaltet, um für ihr Pflegekind bessere Bedingungen zu schaffen als jene, die sie selbst erfahren hat.

Nach einer kurzen Pause reflektiert die Interviewte über ihre eigene Entwicklung und betont: „Also, ich bin vielleicht zum richtigen Moment jetzt auch Pflegemutter geworden.“ (Z. 1107). Sie erklärt, dass die Verarbeitung ihrer eigenen Erfahrungen eine wesentliche Grundlage für die Ausübung der Pflegemutterrolle bildet. So führt sie weiter aus: „Ich wäre früher keine gute Pflegemutter gewesen, weil ich selbst noch vieles nicht verarbeitet hatte.“ (Z. 1109). Hier zeigt sich eine bewusste Auseinandersetzung mit ihrer eigenen Biografie und deren Einfluss auf ihr Handeln. Sie erkennt, dass ihre eigene Aufarbeitung einen hohen Stellenwert für ihre Kompetenz in der Pflegemutterrolle einnimmt.

Schließlich zieht sie ein persönliches Fazit, indem sie ihre Entwicklung beschreibt: „Ich habe einen guten Umgang mit meiner Lebensgeschichte gefunden und nehme sie jetzt eher als etwas Wertvolles

an, weil ich einfach meine Erfahrungen dann auch mitbringe. Und deswegen wirken sich eher diese Erfahrungen, die ich gemacht habe, jetzt auf meine Rolle aus.“ (Z. 1109–1112). Die Interviewte betont hier, dass sie ihre Biografie nicht mehr als Belastung empfindet, sondern als Ressource, die ihre Arbeit als Pflegemutter prägt. Diese Reflexivität ermöglicht es ihr, bewusst zu handeln und aus ihren eigenen Erlebnissen Schlüsse für ihre Beziehung zu Max zu ziehen. Ihre Erfahrungen und ihr Bewusstsein für deren Wirkung stärken sie in ihrer Rolle als Pflegemutter und geben ihr eine gefestigte Haltung im Umgang mit den Herausforderungen der Pflegeelternschaft.

5.1.3 Zusammenfassung

Ellen Martin wächst in ihrer Familie, in zwei Jugendhilfeeinrichtungen und zwei Pflegefamilien auf – zunächst in einer Verwandtenpflege bei ihrer Tante und später in einer Fremdpflegefamilie. Im Umfeld ihrer leiblichen Mutter erfährt sie Armut, Gewalt, Vernachlässigung und Alkoholkonsum. Auch in den Pflegefamilien erlebt sie unterschiedliche Formen von Gewalt, sowohl sie selbst als auch ihre Pflegegeschwister sind betroffen. Das Pflegeverhältnis bei ihren Verwandten endet durch eine Inobhutnahme des Jugendamtes, woraufhin sie in die Fremdpflegefamilie wechselt. Aufgrund wachsender Konflikte verlässt sie diese Familie noch vor ihrer Volljährigkeit und baut sich mithilfe des Netzwerks ihres damaligen Partners ein eigenständiges Leben auf. Die zahlreichen Übergänge zwischen Jugendhilfeeinrichtungen und Pflegefamilien erfolgen abrupt, ohne ihre Mitbestimmung oder eine angemessene Vorbereitung durch soziale Dienste oder Bezugspersonen. Auch als sie selbst aktiv Unterstützung beim Jugendamt sucht, wird sie nicht ernst genommen. Ellen Martin erzählt ihre Biografie differenziert und hebt neben den belastenden Erfahrungen auch positive Erlebnisse und Ressourcen hervor. Besonders ihr schulisches und soziales Umfeld sowie die Beziehung zu ihren Pflegegeschwistern sind für sie von Bedeutung.

Die Entscheidung, die Pflegeelternschaft für Max zu übernehmen, entsteht aus einem vielschichtigen Reflexionsprozess, der sowohl mit

ihrer eigenen Geschichte als Pflegekind als auch mit ihrer aktuellen Familien- und Lebenssituation verbunden ist. Die besondere Konstellation ergibt sich daraus, dass Max einerseits ein Verwandter ist, sie ihn jedoch erst kennenlernt als er acht Jahre alt ist und deshalb auch als Fremder von ihr wahrgenommen wird. Verschiedene Faktoren beeinflussen ihr Motiv, sich dieser Verantwortung zu stellen. Sie empfindet eine Verantwortung für Max, der aktiv nach familiärer Zugehörigkeit sucht und sie als Bezugsperson wählt. Dies führt dazu, dass sie ihn schrittweise in ihr Leben integriert, obwohl dies bedeutet, sich erneut mit ihrer leiblichen Familie auseinanderzusetzen, von der sie sich zuvor bewusst distanziert hatte.

Ihr Selbstbild als verantwortungsbewusste und fürsorgliche Person spielt ebenfalls eine entscheidende Rolle. Die Ablehnung der Pflegschaft durch eine ihrer Tanten in ihrer eigenen Kindheit dient ihr als negativer Referenzpunkt. Die Aufnahme von Max ermöglicht es ihr außerdem, sich mit ihrer eigenen Vergangenheit auseinanderzusetzen und diese gemeinsam mit ihm zu verarbeiten.

Ihre Elternrolle orientiert sich an der Abgrenzung zu ihren negativen Erfahrungen in Kindheit und Jugend, indem sie durch Verarbeitung und Reflexion eigene Maßstäbe setzt. Sie bezieht Max aktiv in Entscheidungsprozesse ein, um ihm Eigenverantwortung und Partizipation zu ermöglichen. Von Anfang an legt sie Wert auf einen stabilen Beziehungsaufbau, orientiert sich an seinen Bedürfnissen und vermittelt ihm das Gefühl ein vollwertiges Familienmitglied zu sein.

Offene Kommunikation spielt eine zentrale Rolle im Familienalltag. Familiendynamiken werden regelmäßig besprochen, und alle Kinder – sowohl leibliche als auch Pflegekinder – werden gleichberechtigt in die Gespräche einbezogen. Die Verantwortung für Max wird nicht allein getragen, sondern mit ihrem Mann geteilt, wodurch er eine stabile Bindung zu beiden Elternfiguren aufbauen kann.

Durch emotionale Zuwendung und Stabilität schafft Ellen Martin eine sichere Umgebung, die Max Orientierung bietet. Gleichzeitig nutzt sie die Pflegemutterschaft als Möglichkeit, ihre eigenen Kindheitserfahrungen zu verarbeiten. Sie gestaltet ihre Rolle auf eine Weise, die sie

sich selbst als Kind gewünscht hätte, was ihr ein Gefühl von Selbstwirksamkeit gibt.

Besondere Herausforderungen ergeben sich durch die Verwandtenpflege. Einerseits unterstützt sie Max dabei, seine Familie kennenzulernen und eine Beziehung zu ihr halten. Andererseits muss sie für sich selbst klare Grenzen ziehen, um nicht in eine Nähe zu geraten, die für sie belastend wäre. Dieser Balanceakt erfordert eine fortlaufende Auseinandersetzung mit ihrer eigenen Biografie.

Zudem setzt sie sich damit auseinander, Max in seiner Identitätsentwicklung zu begleiten. Sie unterstützt ihn dabei, sich mit seiner Geschichte als Pflegekind auseinanderzusetzen und nutzt ihre Biografie und ihre Reflexionskompetenz dafür als Ressource. Gleichzeitig wird sie dadurch gefordert, sich immer wieder von Max abzugrenzen und in ihrer Familie und Partnerschaft nicht zu stark als seine Vermittlerin aufzutreten. Pflegeelternschaft versteht sie als kontinuierlichen Prozess, in dem sie ihre eigenen Erfahrungen, ihre Erziehungshaltung, die Bedürfnisse der Familienmitglieder und die individuellen Bedürfnisse von Max immer wieder neu verhandelt.

5.2 Cleo Winkler: „Eigentlich hat es, glaube ich, schon ehrlich gesagt mein ganzes Leben geprägt in die Richtung.“ (Z. 452)

Cleo Winkler wächst als erstes Kind ihrer Eltern in einer städtischen Umgebung auf, vier Jahre später wird ihr Bruder geboren. Sie beschreibt, dass sie in „schwierigen Verhältnissen“ (Z. 14) gelebt hat und ihre Familie, „nicht unbedingt eine Familie [ist], so wie man sie sich vorstellt“ (Z. 15). Sie bilanziert: „Es gab gute Zeiten, es gab aber auch schlechte Zeiten“ (Z. 15).

Im Alter von neun Jahren nimmt sie die Unterstützung durch eine Familienhilfe bewusst wahr: „Ähm, wusste auch irgendwie, dass es eine Familienhilfe ist. Aber klar, heutzutage, ähm, weiß ich nochmal die Bedeutung so ein bisschen anders.“ (Z. 19). Sie erinnert sich an die Unterstützung als positiv, erkennt jedoch erst rückblickend, dass es

auch Aufgabe der Familienhilfe war, ihre Familie kritisch zu beurteilen: „Aber zu dem Zeitpunkt auch gar nicht so, okay, die guckt jetzt, ähm, wie ist eure Familie, so, ne? Das hab ich nicht wahrgenommen.“ (Z. 22). Sie schildert Gewalt durch ihre Eltern erlebt zu haben und die „Aggressivität ihrer Mutter“ (Z. 26). Weitere Normabweichungen beschreibt sie anhand von Erziehungsmethoden – so musste sie nicht zur Schule und durfte den ganzen Tag Inliner fahren: „Hatte ja was Cooles, aber, ähm, würden natürlich normale Eltern, in Anführungszeichen, natürlich ganz anders machen.“ (Z. 30). Zudem fehlte es an Privatsphäre und Rückzugsmöglichkeiten, da die Familie in einer Einraumwohnung lebte und die Kinder auf Sesseln und Sofas schliefen.

Die Interviewte schildert, wie das Jugendamt sie und ihren Bruder „zwei Tage vor Weihnachten“ (Z. 37) aus Kita und Hort abholte, unter dem Vorwand, gemeinsam ein Eis essen zu gehen. Die beiden Geschwister werden jedoch in Obhut genommen und in einer Jugendhilfeeinrichtung untergebracht: „Also es gab nicht mal ein Eis. Ähm, wir sind dann im Heim tatsächlich gelandet.“ (Z. 44). Nach zwei Tagen wird den Kindern plötzlich ihre potentielle Pflegefamilie vorgestellt: „Heiligabend war das dann so, dass tatsächlich morgens, als wir runterkamen, noch gar nicht gefrühstückt hatten, saß dann da halt eine Familie in dem Sinne. Ne, meine zukünftige Pflegemutter, mein Pflegevater und meine Pflegeschwester. Und dann wurden wir nur gefragt, naja, ob wir da mitgehen wollen.“ (Z. 53–57). Die Geschwister werden also nicht von den Erwachsenen miteinbezogen, weder durch Jugendamt, Einrichtung, oder Pflegeeltern. Zudem wird ihnen keine Auskunft darüber gegeben aus welchem Grund ihnen eine neue Familie vorgestellt wird, was mit ihren Eltern passiert und was sie nun erwartet: „Und dann sind wir halt losgefahren. Ich hatte halt auch tatsächlich, trotz alledem, egal wie meine Eltern waren, totale Panik. Weil ich dachte, ich sehe ja meine Eltern nie wieder, wo fahren wir hier eigentlich hin. Und dann kamen wir mitten auf so ein Feld an, wo ein Haus stand und sonst irgendwie nichts.“ (Z. 64–67).

In der Beziehung zu ihrer Pflegefamilie nimmt ihre Pflegeoma von Beginn an eine wichtige Rolle ein: „Also, die haben sich alle Mühe

gegeben, vor allem meine Pflegeoma war eine ganz tolle, die war total herzlich. Hat man sich irgendwie gleich so aufgenommen gefühlt. Und die hat dann auch so ein bisschen, ich sag mal, die Ängste und Sorgen genommen.“ (Z. 69–72). Cleo Winkler schildert, dass ihnen nicht viel Zeit bleibt sich in der Pflegefamilie einzugewöhnen: „und dann waren die Weihnachtsferien vorbei und dann sind wir ganz normal in die Schule gegangen, als wenn nie was gewesen wäre. (.) Und mein Bruder ist damals dann in die Kita gegangen. Also so eine Eingewöhnung war halt irgendwie gar nicht.“ (Z. 96–98). Die Beziehung zu ihrer Pflegemutter scheint in ihrer Kindheit und Jugend eher distanziert gewesen zu sein, eine Annäherung fand wohl erst im Erwachsenenalter statt: „Also ich habe auch meine Pflegemama ganz liebgehabt. Aber tatsächlich viel, viel später, im Erwachsenenalter, dann auch aus der Sicht, ich sag mal, dass ich selber jetzt auch Pflegemama bin und meine Pflegemutter nicht mehr da ist.“ (Z. 106–109). Zu ihrem Pflegevater hingegen wird die Beziehung als distanziert und seinerseits ablehnend beschrieben, was sie darauf zurückführt, dass er keine Akzeptanz für die Pflegekinder entwickeln konnte: „Meine Pflegemutter stand völlig dahinter, auch meine Pflegeoma. Ich weiß nicht, wie damals die Entscheidung getroffen wurde bei meinen Pflegeeltern, mein Pflegevater stand definitiv nicht hinter dieser ganzen Sache.“ (Z. 429–431).

Ihr leiblicher Bruder und ihr Pflegebruder Leon, der später als Pflegekind in die Familie aufgenommen wird, stellen für sie wichtige Personen dar. Die leiblichen Kinder der Pflegeeltern werden im Interview nicht weiter beschrieben, was auf ein eher distanziertes Verhältnis schließen lässt. Cleo Winklers Pflegefamilie nimmt ein paar Monate später zusätzlich Bereitschaftspflegekinder auf, was sie als positive und prägende Zeit beschreibt und sie später veranlasst Kinderkrankenschwester zu werden.

Auch Freundschaften und Schule werden von ihr als positive Sozialisationsfaktoren hervorgehoben: „ich war immer sehr freundebezogen. Ich hatte die Streberfreunde halt irgendwie in der zweiten Klasse und die hatte ich bis zur 13. Klasse. Und ich glaube ehrlich gesagt, dass mich das auch sehr geprägt hat.“ (Z. 391–393).

Cleo Winklers Pflegefamilie begleitet sie also in die Selbstständigkeit und auch nach ihrem Auszug bleibt der Kontakt zur Familie bestehen. Heute ist Cleo Winkler im Gesundheitswesen tätig und hat eine leitende Position inne.

Cleo Winklers Biografie soll im Anschluss auf Motive und Gestaltung ihrer Pflegeelternrolle untersucht werden. In der Darstellung ihrer Biografie wurde sich hauptsächlich auf Kindheit und Jugend fokussiert. Weitere lebensgeschichtliche Einflüsse werden auch in der Ergebnisdarstellung berücksichtigt.

Zum Zeitpunkt des Interviews ist Cleo Winkler 34 Jahre alt und lebt mit ihrem Ehemann und ihrer Pflege Tochter im ländlichen Raum in Deutschland. Ihre 1,5-jährige Pflege Tochter Ada lebt zum Zeitpunkt des Interviews seit 1,5 Jahren bei ihnen. Ada wurde etwa ein Monat nach ihrer Geburt zunächst bei einer Bereitschaftspflegefamilie und dann bei Cleo Winkler und ihrem Mann untergebracht. Es handelt sich hierbei um eine Fremdpflegschaft.

Der Kontakt zu Cleo Winkler entstand über eine Beratungsstelle für Pflegefamilien. Das Interview fand im Oktober 2024 in dieser statt. Bevor das eigentliche Interview begann, fand ein kurzer Austausch über das Schreiben von Masterarbeiten und über ihre Pflege Tochter statt. Cleo Winkler wirkte sehr interessiert am Thema der Arbeit. Somit kamen wir schnell ins Gespräch und begannen die Aufnahme.

5.2.1 Motive für die Pflegeelternschaft – Beweggründe und Perspektiven

Die Biografin reflektiert im Interview ihre Entscheidung zur Pflegeelternschaft, wobei sie ihre biografischen Prägungen und strukturelle Bedingungen miteinander verknüpft. Die Herausbildung ihres Motivs stellt sich als prozesshafte Entwicklung dar, in der persönliche Erfahrungen, normative Erwartungen und situative Faktoren ineinandergreifen. Die Biografin vergleicht in der Darstellung ihrer Lebensgeschichte konsequent ihr Erleben mit dem Handeln ihrer Pflegemutter und der Situation ihrer Pflege Tochter.

5.2.1.1 Sozialisation in einer Bereitschaftspflegefamilie: „Und irgendwie bin ich so ein bisschen in das Thema ja auch reingewachsen.“ (Z. 127)

Cleo Winkler beschreibt ihr Leben als Pflegekind in einer Bereitschaftspflegefamilie und stellt diese Erfahrung in einen Zusammenhang mit ihrer jetzigen Situation als Pflegemutter. Sie schildert, dass ihre Pflegemutter dazu übergangsbereitschaftspflegekinder aufzunehmen und hebt ihre persönliche Bedeutung aus dieser Erfahrung hervor. Weiter stellt sie die Beziehung zu einem Kind, ihrem „Pflegebruder Leon“ (Z. 125), besonders heraus: „Der war eigentlich ein Bereitschaftspflegekind, aber wie es dann manchmal so ist. Da war er anderthalb Jahre da, weil alles nicht geklärt war.“ (Z. 126). In der Aussage findet sich zudem ein Hinweis darauf, dass die Interviewte viele Erfahrungen mit Kindern gesammelt hat, die keine klare Perspektive hatten und lange in der Bereitschaftspflege verblieben. Die Selbstbeschreibung „irgendwie bin ich so ein bisschen in das Thema ja auch reingewachsen.“ (Z. 127) thematisiert, dass sie die Übernahme ihrer Rolle nicht plötzlich oder bewusst entschieden hat, sondern vielmehr durch sukzessive Erfahrungen von ihr angenommen wurde. Dabei scheinen ihre eigenen familienbezogenen Erfahrungen bedeutend gewesen zu sein, da sie sowohl eine persönliche Verbindung zur Pflegekinderhilfe als auch ein verstärktes Bewusstsein für die Herausforderungen und Bedürfnisse von Pflegekindern entwickelte: „Muss man sagen, es waren ja nicht immer schlimme Geschichten. Es war auch manchmal nur alleinerziehende Mutter, muss jetzt mal ins Krankenhaus. Aber eben auch durchaus echt dramatische Geschichten, wo die Kinder zu uns kamen.“ (Z. 128–130).

Cleo Winkler fasst in einem Fazit zusammen, dass ihre Erfahrungen als Pflegekind Einfluss auf ihr weiteres Leben sowohl privat als auch beruflich hatten: „Eigentlich hat es, glaube ich, schon ehrlich gesagt mein ganzes Leben geprägt in die Richtung.“ (Z. 452). Sie betont, dass ihre Biografie nicht nur ihre Wahrnehmung, sondern auch ihren Umgang mit Kindern verändert hat: „Man geht mit den Kindern anders um.“ (Z. 456). Durch ihre Sozialisation in einer Bereitschaftspflegefa-

milie hat sie ein tieferes Verständnis für die Jugendhilfe und insbesondere die Pflegekinderhilfe entwickelt, was sich auch in ihrem Wissen über „Kurzzeitpflege, Dauerpflege, was es eben alles gibt“ (Z. 457) widerspiegelt. Auch formuliert sie implizit, dass andere Pflegekinder in ihrem Alltag in der Kindheit und Jugend immer eine Rolle gespielt haben. Das wurde von ihr als Jugendliche positiv aufgefasst und scheint eine Selbstverständlichkeit gewesen zu sein: „in der Abiturzeit, da saßen drei Kinder auf meinem Schoß, weil wir gerade drei Kleine hatten. Daneben lag mein Biohefter, wo ich für meine Prüfung gelernt habe.“ (Z. 454). Die Bereitschaft zur Verantwortungsübernahme für mehrere kleine Kinder lässt darauf schließen, dass sie die Aufgabe als einen positiven Bestandteil ihrer eigenen Identität ansah und ihre Fähigkeit zur Vereinbarkeit von persönlichen und familiären Verpflichtungen möglicherweise aus ihrer eigenen Kindheit und den Herausforderungen in ihrer Pflegefamilie ableitet.

Womöglich betrachtet die Interviewte die Aufnahme ihrer Pflege-tochter als eine natürliche Fortsetzung ihrer eigenen Kindheitserfahrungen. Sie scheint sich bewusst und bereitwillig in ein ähnliches Modell zu begeben, das sie in ihrer eigenen Kindheit und Jugend erlebt hat, und dabei die Reflexion über ihre Kindheit und die Anteile ihrer Pflegeeltern als auch ihre Erfahrungen als Pflegemutter zu integrieren.

5.2.1.2 Vertrautheit versus Fremdheit – Unterschiedliche Zugänge zur Pflegeelternschaft als Paar: „Ich hatte gar keine Berührungsängste. Wie gesagt, ich kannte es ja irgendwie nicht anders. Einfach aus der Situation heraus. Ich war Pflegekind.“ (Z. 155)

Die Biografin schildert, wie sie gemeinsam mit ihrem Mann über die Aufnahme eines Pflegekindes nachgedacht hat. Sie berichtet zunächst über ihre eigenen Gedanken: „Hatte jedenfalls aber nie so die Berührungsängste natürlich zu Pflegekindern. Oder vielleicht auch später mal selber ein Pflegekind aufzunehmen.“ (Z. 145). Diese Aussage zeigt, dass sie von Anfang an eine gewisse Offenheit gegenüber der Pflegeelternschaft hatte. Die Formulierung „nie so die Berührungsängste“ deutet

darauf hin, dass sie mit dem Modell der Pflegefamilie vertraut war. Das erste Auftreten dieses Gedankens kann sie nicht benennen: „Also ich hatte es schon relativ früh immer irgendwie im Kopf. Na ja, vielleicht machst du das später auch mal. Weil ich das immer spannend fand.“ (Z. 147). Diese Unsicherheit hinsichtlich des genauen Zeitpunkts, an dem die Idee konkret wurde, spiegelt eine eher allmähliche Entwicklung ihrer Entscheidung wider.

Im weiteren Verlauf wechselt sie in der Erzählung zur Paarebene und beschreibt, dass sie und ihr Mann eine Familie gründen wollten: „Ja und irgendwann kam es dann tatsächlich zu dem Thema, ob wir nicht auch Pflegeeltern werden wollen. Mit dem Hintergrund, dass es auf natürlichem Wege bei uns nicht geklappt hat.“ (Z. 150–152). Die Entscheidung, Pflegeeltern zu werden, war für sie und ihren Mann also auch eine Reaktion auf ihre eigenen biologischen Herausforderungen. Die Tatsache, dass „es auf natürlichem Wege bei uns nicht geklappt hat“, stellt womöglich einen Auslöser für den Entschluss dar, Pflegeeltern zu werden und dient damit als Alternative der Familiengründung.

Sie verweist darauf, dass sie keine „Berührungsängste“ (Z. 153) hatte und das Zusammenleben als Pflegefamilie für sie auch eine Normalität darstellte, weil sie es „nicht anders kannte“ (Z. 154). Daraufhin positioniert sie sich klar: „Ich war Pflegekind“ (Z. 155) und hebt hervor, dass es eine Chance für sie war: „Wäre ich, glaube ich, kein Pflegekind geworden, wer weiß, wo ich heute wäre.“ (Z. 155). Der Gedanke drückt aus, dass sie ihre eigene Kindheit und ihre Erfahrungen in der Pflegefamilie als grundlegende Wegbereiter für ihre spätere Entscheidung und ihr Leben betrachtet. Die positiven Erfahrungen, die sie in ihrer Pflegefamilie gemacht hat, motivieren sie möglicherweise, diese Möglichkeit auch anderen Kindern zu bieten. Sie benennt ihre Pflegefamilie als unterstützenden Faktor: „Wo meine Pflegeeltern bei mir waren, da war halt ein Riesensprung“ (Z. 158). So stellt sie die Pflegefamilie als wichtigen Kontext der emotionalen Unterstützung und des Vertrauens dar, der ihre psychosoziale Entwicklung maßgeblich beeinflusste.

Als Kontrast beschreibt sie die anfängliche Skepsis ihres Mannes: „Aber mein Mann hatte totale Berührungsängste“ (Z. 161). Hier wird

ein Unterschied zwischen der Interviewten und ihrem Mann deutlich, da dieser mehr Schwierigkeiten hat, sich mit der Vorstellung auseinanderzusetzen, ein Pflegekind aufzunehmen. Cleo Winkler stellt fest: „Aber irgendwie ist er ja trotzdem damit auch groß geworden“ (Z. 162), und scheint dabei nicht seine Kindheit zu meinen, sondern, dass auch er durch ihre Biografie und durch ihre Pflegemutter Anknüpfungspunkte hatte. Diese Aussage deutet darauf hin, dass ihr Mann durch die Geschichte und die Erfahrung seiner Frau in der Pflegefamilie allmählich Zugang zu diesem Thema fand. Es zeigt sich, dass ihre Erzählung und ihre Perspektive eine Brücke für seinen Einstieg in das Thema Pflegeelternschaft bildeten.

5.2.1.3 Wunsch nach Familiengründung und Bedeutung der partnerschaftlichen Übereinstimmung in der Pflegeelternschaft: „Und er hätte lieber doch ein eigenes, weil er schon Berührungsängste hatte. Bei mir waren die Berührungsängste natürlich überhaupt nicht so richtig gegeben.“ (Z. 467)

Die Biografin äußert, dass die Idee, Pflegemutter zu werden, für sie bereits vor der konkreten Entscheidung präsent war, jedoch zunächst abstrakt blieb: „Also ich hatte immer schon so ein bisschen im Hinterkopf, vielleicht werde ich irgendwann später mal Pflegemutter. Habe mich aber damit nie so richtig auseinandergesetzt.“ (Z. 464). Der Gedanke wird von ihr als langfristige Möglichkeit betrachtet, aber die Entscheidung wird als partnerschaftlich abhängig beschrieben: „Das muss mit dem Partner natürlich stimmen.“ (Z. 465). Hier knüpft sie, wie bereits in vorherigen Sequenzen erwähnt, an die Überzeugung an, dass die Entscheidung von beiden Partner*innen gemeinsam getragen werden muss. Diese Haltung wird durch ihre eigene Kindheitserfahrung beeinflusst, in der sie sich von ihrem Pflegevater nicht erwünscht fühlte.

Die initiale Präferenz ihres Mannes lag auf der Zeugung eines leiblichen Kindes. Diese Haltung wird mit Berührungsängsten gegenüber der Pflegeelternschaft begründet: „Er hätte lieber doch ein eigenes, weil

er schon Berührungängste hatte.“ (Z. 467). Die Interviewte betont dabei, dass sie selbst aufgrund ihrer Lebensgeschichte weniger Hemmungen hatte.

Der Verlauf mehrerer erfolgloser Versuche künstlicher Befruchtung wird als entscheidender Wendepunkt beschrieben. Diese Prozesse führten zu einer Belastung der Interviewten, sowohl körperlich als auch emotional: „Das macht natürlich auch was mit dem Körper und auch mit der Seele.“ (Z. 471). Trotz der Belastung unternahm sie einen dritten Versuch, „eigentlich ihm so zu Liebe“ (Z. 473), was auf ein partnerschaftliches Zugeständnis hindeutet, das gleichzeitig die asymmetrische Belastung hervorhebt. Nach dem Scheitern dieses Versuchs zog die Interviewte eine klare Grenze: „Dann habe ich gesagt, entweder wirklich gar keins, ich wollte dann auch gar nicht mehr.“ (Z. 476).

Im weiteren Verlauf wird deutlich, dass das Thema Pflegekind intensiver diskutiert wurde. Der Mann äußerte weiterhin Unsicherheiten: „Ich kann mir das jetzt nicht richtig vorstellen.“ (Z. 481). Gleichzeitig begann er jedoch, über seine Ängste und Sorgen zu sprechen, was auf eine schrittweise Auseinandersetzung und Öffnung gegenüber dem Thema hinweist. Der Dialog zwischen den Partnern scheint dabei eine Schlüsselrolle für den Entscheidungsprozess gespielt zu haben. Die Biografin erwähnt explizit, dass sie den Druck, ein leibliches Kind zu bekommen, als belastend empfand und dies durch die Perspektive auf die Vielzahl bedürftiger Kinder relativierte: „Es gibt so viele liebe Kinder auf der Welt, warum muss man auch was so erzwingen?“ (Z. 474). Somit äußert sie eine altruistische Haltung und eine Orientierung an der Sinnhaftigkeit der Elternschaft jenseits biologischer Verbindungen. Das Paar wägt also in einem Prozess persönliche Wünsche, Ängste und äußere Umstände ab, um eine gemeinsame Grundlage für die Entscheidung zur Pflegeelternschaft zu finden.

5.2.1.4 Einfluss des Umfelds auf die Auseinandersetzung mit Pflegeelternschaft: „Meine Nachbarin und Freundin meinte dann, lasst euch doch einfach mal beraten.“ (Z. 489)

Zunächst beschreibt die Interviewte, dass ihre engen Freund*innen über die Auseinandersetzung mit dem Thema informiert waren: „Unser guten Freunde und Nachbarn tatsächlich, die kriegen das ja dann alle irgendwie so ein bisschen mit.“ (Z. 483). Das Thema wurde zunächst in diesem sozialen Kreis diskutiert und dort weiter reflektiert: „So in dem Kreis ist es dann irgendwie erstmal so geblieben und da hat man sich immer mehr damit beschäftigt.“ (Z. 484). Dies deutet darauf hin, dass der soziale Austausch und die Unterstützung des Umfelds eine entscheidende Rolle bei der Vertiefung der Auseinandersetzung mit dem Thema spielten.

Ein weiterer wichtiger Impuls kam durch einen Zufall: Beim Besuch eines Restaurants sahen die Interviewte und ihr Mann ein Schild der Beratungsstelle für Pflegefamilien: „Und da habe ich einfach so ein bisschen nachgelesen, weil in meinem Kopf das Thema war halt irgendwie immer präsenter dann.“ (Z. 486). Dieser Moment wird als ein Schlüsselmoment beschrieben, der die Thematik weiter in den Fokus rückte und eine konkrete Handlungsmöglichkeit eröffnete.

Die Bedeutung der Freundin wird deutlich, als diese den Vorschlag macht, eine Beratungsstelle aufzusuchen: „Meine Freundin meinte dann, lasst euch doch einfach mal beraten.“ (Z. 489). Besonders hervorzuheben ist, dass die Freundin den Mann der Interviewten direkt ansprach: „geht doch einfach mal dahin.“ (Z. 490). Dies zeigt, dass das Umfeld nicht nur unterstützend, sondern auch aktiv motivierend wirkt und mögliche Barrieren adressiert. Die Freundin betont zudem die Unparteilichkeit der Beratungsstelle, um potenzielle Unsicherheiten des Mannes zu verringern: „Im Grunde kannst du da deine Fragen eben auch nochmal loswerden. Und da hörst du es halt mal von jemandem Unparteiischen.“ (Z. 491).

5.2.1.5 Pflegeelternschaft als gemeinsame Verantwortung – Die Bedeutung partnerschaftlicher Einvernehmlichkeit von Beginn an: „Also wenn, finde ich, müssen beide da hinter stehen. Das Kind muss sich wohl fühlen und Kinder merken das.“ (Z. 502)

Die Sequenz zeigt, wie die Biografin und ihr Mann den Entscheidungsprozess zur Aufnahme eines Pflegekindes reflektieren und gestalten. Nach einem Beratungstermin äußert ihr Mann, dass er erste Ängste abbauen konnte, aber weiterhin unsicher sei: „Irgendwie sind die Ängste so ein bisschen weg. Aber er weiß noch nicht.“ (Z. 494). Diese Unsicherheit führt dazu, dass die beiden mit zeitlichem Abstand weitere Gespräche führen, um eine fundierte Entscheidung zu treffen. Dabei betont die Interviewte, dass sie ihren Mann nicht unter Druck setzen wollte: „Ich habe ihn da auch probiert, irgendwie gar nicht so zu drängen.“ (Z. 496).

Eine wesentliche Bedeutung scheint dabei die biografische Erfahrung der Interviewten mit ihrem Pflegevater zu haben. Sie schildert, dass sie zu ihm keine Bindung aufbauen konnte und sich nicht willkommen fühlte: „Ich hatte bis zum Schluss irgendwie zu meinem Pflegevater keine Bindung.“ (Z. 499). Diese Erfahrung prägte ihre Haltung, dass beide Partner*innen uneingeschränkt hinter der Entscheidung für ein Pflegekind stehen müssen, um dem Kind ein stabiles und unterstützendes Umfeld zu bieten: „Das Kind muss sich wohl fühlen und Kinder merken das.“ (Z. 503). Die Interviewte hebt hervor, dass diese Übereinstimmung essenziell ist, um negative Auswirkungen wie die von ihr selbst erlebte Ablehnung zu vermeiden. Schließlich entscheidet sich das Paar für die Pflegeelternschaft; jedoch ermutigt sie ihren Mann, jederzeit über mögliche Zweifel oder Probleme zu sprechen: „Wenn du irgendwann das Gefühl hast, du kannst damit irgendwie nicht leben, dann musst du es sagen.“ (Z. 506).

5.2.1.6 Pflegeelternschaft als Weitergabe eigener Chancen und als gelebte Normalität: „Wir möchten halt einem Kind irgendwie die Chance geben, so wie ich die Chance hatte.“ (Z. 219)

In der vorliegenden Sequenz erzählt die Biografin von Situationen, als sie ihrem Umfeld bekannt gibt, dass sie Pflegeeltern werden möchten. Zunächst nennt sie den Beweggrund: „Wir möchten halt einem Kind irgendwie die Chance geben, so wie ich die Chance hatte.“ (Z. 219), den sie ihrem Umfeld mitteilt. In diesem Zitat drückt sie ihr Motiv für die Gründung einer Pflegefamilie aus, indem sie ihre eigene positive Erfahrung als Pflegekind hervorhebt. Sie verweist darauf, dass sie selbst eine Chance erhalten hat, was nahelegt, dass sie eine wertvolle Erfahrung gemacht hat, die ihre Entwicklung förderte und ihr Leben positiv beeinflusste und, dass sie dieses Erlebnis nun an ein anderes Kind weitergeben möchte, möglicherweise als Ausdruck der Dankbarkeit oder der Unterstützung, die sie selbst erfahren hat.

Cleo Winkler beschreibt, dass die Reaktionen auf ihre Entscheidung, Pflegeeltern zu werden, in ihrem sozialen Umfeld stark differieren und sie in gewisser Weise irritieren. So äußert sie sich überrascht darüber, dass die Reaktionen nicht so positiv ausfielen wie sie es erwartet hatte: „Ich hätte gedacht, dass es eher so in die andere Richtung geht.“ (Z. 223).

Auf der einen Seite gibt es in ihrem Freundeskreis Zustimmung und Unterstützung: „oh, war ja klar.“ (Z. 224), was darauf hinweist, dass ihre Entscheidung für diese Menschen nachvollziehbar und vielleicht sogar erwartbar war. Diese Reaktion könnte auch auf ein tieferes Verständnis für ihre Lebensgeschichte und ihre Beweggründe hindeuten. Auf der anderen Seite wird sie jedoch im familiären Umfeld mit Skepsis konfrontiert: „die waren trotzdem irgendwie alle überrascht. Dass ich nicht irgendwie gesagt habe, oh nee, auf gar keinen Fall, weil ich es selber irgendwie erlebt habe.“ (Z. 223). Diese Aussagen scheinen für die Interviewte irritierend zu sein und lassen sich unterschiedlich interpretieren. Einerseits wird ihr die Aufgabe aufgrund ihrer Geschichte nicht

zugetraut, andererseits wird ihr zugeschrieben, dass sie keine guten Erfahrungen als Pflegekind gemacht hat.

Aus dem Freundeskreis ihres Mannes wird zum Teil mit Vorurteilen über Pflegekinder reagiert: „ach, wollt ihr das wirklich? Und die sind doch alle so schwierig, die Kinder und, und, und.“ (Z. 226). Hier wird die Vorstellung von Pflegekindern als problematisch und herausfordernd verstärkt, was auf stereotype Annahmen über Pflegekinder hinweist. Es wird unterstellt, dass Pflegekinder grundsätzlich „schwierig“ sind, was die Interviewte als unangemessen empfindet.

In beiden Fällen wird sie durch ihre Erfahrungen als Pflegekind stigmatisiert. Sie geht im Folgenden dazu über ihre Reaktionen auf diese Aussagen zu skizzieren: „Und obwohl die immer alle wussten, dass ich Pflegekind ja auch war, wo ich dann immer meinte, findest du mich auch so schwierig?“ (Z. 228). An dieser Stelle wird ihre persönliche Verletzung deutlich, indem sie versucht ihrem Gegenüber die Tragweite der Aussage zu spiegeln. Weiter scheint sie in ihrer Argumentation Pflegekinder als Kinder zu normalisieren und hervorzuheben, dass auch andere Kinder Schwierigkeiten haben können, die in ihren leiblichen Familien aufwachsen: „Ja, die bringen alle ihr Päckchen mit, ich bringe auch mein Päckchen mit, aber es gibt so viele Familien, wo es irgendwie Probleme gab, wo die Kinder bloß nicht in Pflegefamilien gekommen sind. (..) Jeder holt ja irgendwie seine Geschichte so mit und man muss halt bloß irgendwie schauen, okay, wie gehe ich jetzt damit um?“ (Z. 235). Den ausschlaggebenden Punkt sieht sie also in der Reflexion der eigenen Lebensgeschichte, was an ihre eingangs geschilderter Motivation anknüpft, ein Kind in der Bewältigung seiner Biografie zu unterstützen und dafür ihre Erfahrungen und Ressourcen als ehemaliges Pflegekind zu nutzen.

Weiter reflektiert sie den Wandel des Familienbegriffs in der Gesellschaft. Während sie früher als Pflegekind als „seltene Spezies“ (Z. 510) wahrgenommen wurde, sieht sie heute Fortschritte in der Akzeptanz und Offenheit: „Heute kriegt keiner mehr so, oh oh Pflegekind. Ich finde, das hat sich auch schon verändert.“ (Z. 529). Sie beschreibt Familie als vielfältiger und inklusiver, geprägt durch Patchwork-Strukturen und

andere Konstellationen, und hebt hervor, dass diese Veränderungen Pflegekindern und Pflegefamilien zugutekommen könnten. Gleichzeitig sieht sie nach wie vor Verbesserungspotenzial: „Die ganze Definition von Familie muss anders sein so ein bisschen in den Köpfen.“ (Z. 527).

Cleo Winkler und ihr Mann scheinen ein Bedürfnis zu haben, positive Veränderungen in der Wahrnehmung von Pflegekindern und -familien herbeizuführen, indem sie aktiv ein Beispiel geben. Sie möchten also ihre Ressourcen nutzen, um ein Kind aufzunehmen und zu fördern, wie sie es selbst erfahren hat. Dabei scheint sie anzustreben, einem Kind Normalität zu ermöglichen, indem sie ihre Erfahrungen als ehemaliges Pflegekind einbringt.

Somit zeichnet sich auch ein Bedürfnis nach Normalität ab, das sich sowohl in der Außendarstellung der Familie als auch in der innerfamiliären Interaktion manifestiert. Cleo Winkler scheint unbewusst oder intuitiv darauf hinzuwirken, dass ihr Pflegekind ein Gefühl der Zugehörigkeit und des *Normalseins* entwickelt.

5.2.1.7 Biografische Verarbeitung der eigenen Erfahrung durch Pflegeelternschaft: „Mensch, wie war denn das? Oder Mensch, jetzt verstehe ich das irgendwie, warum das so und so war“ (Z. 202)

Cleo Winkler setzt sich mit ihrer veränderten Perspektive, die sie nun als Pflegemutter auf ihre Pflegeeltern hat, auseinander. Sie beschreibt, dass sie ihre „eigenen Pflegeeltern“ nun „nochmal ganz anders versteht“ (Z. 199), was darauf hindeutet, dass ihre Erfahrungen als Pflegekind und die Übernahme der Pflegeelternrolle zu einer neuen, differenzierteren Wahrnehmung und Wertschätzung geführt haben. Die Interviewte äußert den Wunsch, ihre Pflegemutter zu kontaktieren und sie nach ihrem Erleben zu fragen: „Mensch, wie war denn das? Oder Mensch, jetzt verstehe ich das irgendwie, warum das so und so war“ (Z. 202). Dies zeigt, dass sie ihre früheren Erfahrungen und die ihrer Pflegemutter in einen Dialog bringen möchte, um ein besseres Verständnis für die Herausforderungen und Entscheidungen ihrer Pflegeeltern zu

gewinnen. Es ist denkbar, dass in diesem Kontext auch der Wunsch nach einer Einordnung ihrer eigenen Geschichte, dem Verstehen ihrer Erfahrungen und dem Streben nach einer Aussprache eine Rolle spielt, was jedoch nicht mehr möglich ist, da die Pflegemutter bereits verstorben ist. Ihre Reflexion „nochmal ganz anders schätzen gelernt“ (Z. 203) zeigt, dass sie die Bedeutung ihrer Pflegemutter und deren Handeln nun auf einer anderen Ebene anerkennt und würdigt, was ihr eine neue Perspektive auf die Elternrolle und die damit verbundenen Herausforderungen verschafft. Auch zeigt sich, dass sie häufig von ihren Pflegeeltern spricht, sich in der Erzählung jedoch ausschließlich an ihrer Pflegemutter orientiert.

Die Interviewte geht im Anschluss dazu über ihre eigenen Herausforderungen und Gefühle auf die Pflegeelternschaft zu reflektieren. Sie stellt fest, dass „man sich schon auch mit Ängsten und Sorgen auseinandersetzt.“ (Z. 205). Ein konkretes Beispiel für diese Ängste beschreibt sie, als sie von der Situation erzählt, in der die leibliche Mutter ihrer Pflegetochter umzieht und sie befürchtet, dass ihre Pflegetochter Ada möglicherweise in eine andere Pflegefamilie muss. Die Interviewte räumt ein: „die Ängste sind trotzdem da. Obwohl man es eigentlich weiß. Weil sie ist ein festes Familienmitglied“ (Z. 211). Dies verdeutlicht das Dilemma, in dem sie sich befindet: Einerseits ist sie als Pflegemutter in ihrer Rolle als Hilfe zur Erziehung verpflichtet, ein Kind für unbestimmte Dauer aufzunehmen und zu unterstützen, andererseits hat sich eine emotionale Bindung zu der Pflegetochter entwickelt, die sie als festes Familienmitglied betrachtet.

Diese widersprüchlichen Gefühle und die Unsicherheit im Umgang mit der Bindung als Pflegefamilie spiegeln sich in ihrer weiteren Reflexion wider, als sie eine Parallele zu ihrer eigenen Erfahrung als Pflegekind zieht: „Und ich glaube schon auch, dass meine Pflegeeltern, vor allem meine Pflegemutter, auch durch so eine Phase durchgegangen ist“ (Z. 212). Die Rückschau auf ihre eigene Sozialisation und die Anerkennung der Schwierigkeiten, die wahrscheinlich auch ihre Pflegemutter durchlebt hat, könnten darauf hindeuten, dass die Biografin die Ambivalenzen und den emotionalen Aufwand, der mit der Pflegeelternschaft

verbunden ist, zunehmend besser nachvollziehen kann. Die Reflexion zeigt auch eine gewisse Verarbeitung ihrer eigenen Erlebnisse, die nun ihre Handlungen und Reaktionen als Pflegemutter beeinflussen.

Die Biografie skizziert ihr Bindungsverhalten und die Beziehung zu ihrer Pflegemutter, wobei sie ihre Erfahrungen als Pflegekind mit ihrer gegenwärtigen Rolle als Pflegemutter in Verbindung bringt. Sie beschreibt zunächst, dass sie und ihr Bruder „irgendwie“ (Z. 103) in die Pflegefamilie „reingewachsen“ (Z. 103) sind. Dabei verweist sie erneut auf Inhalte der Pflegeelternschulung und stellt fest, dass „ihre Oma ihre Bindungsperson war“ (Z. 106), was zeigt, dass ihre Bindung an die Pflegeeltern in der Kindheit weniger stark ausgeprägt war. Trotzdem betont die Interviewte, dass sie ihre Pflegemutter „ganz liebgehabt“ hat (Z. 107), schränkt dies jedoch ein, indem sie erklärt, dass diese Bindung erst im „Erwachsenenalter“ (Z. 108) wirklich an Bedeutung gewonnen hat. Sie führt aus, dass das Verständnis für ihre Pflegemutter nach deren Tod und insbesondere durch ihre eigene Rolle als Pflegemutter gewachsen ist: „Ich verstehe sie jetzt aber nochmal ganz anders in so manchen Situationen.“ (Z. 110). Diese Aussage verdeutlicht, dass sie retrospektiv Verhaltensweisen ihrer Pflegemutter besser einordnen kann, die sie als Kind möglicherweise anders empfunden hat.

Die Interviewte illustriert ihre neuen Einsichten durch konkrete Beispiele aus ihrer Vergangenheit. So beschreibt sie die Belastungen, die durch die Briefe ihrer leiblichen Mutter entstanden, die „wahnsinnig viele Lügen erzählt“ (Z. 116) hat. Sie reflektiert, dass diese Dynamik auch sie als Pflegekind beeinflusst hat: „Das hat natürlich auch was damals mit mir gemacht. Wer kriegt es dann ab? Das sind die Pflegeeltern.“ (Z. 119). Hier thematisiert sie eine gängige Herausforderung im System der Pflegekinderhilfe, nämlich die Kooperation und die Bewältigung von Konflikten zwischen den beteiligten Familiensystemen. Diese Einsicht stellt eine Verbindung zwischen ihrer Perspektive als Pflegekind und ihrer heutigen Perspektive als Pflegemutter her.

Das implizite Motiv in dieser Reflexion ist die fortwährende Auseinandersetzung mit der eigenen Vergangenheit als Pflegekind. Cleo Winkler scheint ihre Erfahrungen zu verarbeiten, indem sie ihre Rolle

als Pflegemutter mit der ihrer eigenen Pflegemutter vergleicht, um ein tieferes Verständnis für ihre eigenen Reaktionen und Handlungen zu entwickeln. Dieser Vergleich hilft ihr, die Herausforderungen der Pflegeelternschaft besser nachzuvollziehen und ihre eigene Geschichte zu verarbeiten.

5.2.2 Gestaltung der Pflegeelternrolle

Cleo Winkler verwebt ihre persönliche Geschichte als Pflegekind mit ihrer aktuellen Rolle als Pflegemutter. Ihre Erfahrungen aus Kindheit und Jugend, insbesondere auch unerfüllte Wünsche, prägen ihr Handeln und ihre Entscheidungen. Dieser fortlaufende Prozess des Hineinwachsens in die Pflegeelternrolle wird im Folgenden rekonstruiert.

5.2.2.1 Der Anruf vom Jugendamt als Schlüsselmoment der Rollentransformation: „Als der Anruf dann kam, das war irgendwie völlig surreal und irgendwie wurde einem dann erst so richtig bewusst, oh, jetzt werde ich doch selber Pflegemutter.“

Der Beginn des Übergangs zur Pflegemutter wird von der Biografin anhand einer Situation reflektiert. Sie setzt für sich selbst voraus, dass sie „cool“ (Z. 273) damit umgehen wird, wenn ein Anruf vom Jugendamt eingeht und sie für ein Pflegekind angefragt werden. Auch gegenüber ihrem Partner formuliert sie, dass es „logisch“ ist „was sie fragen“, wenn sie mit dem Jugendamt telefonieren (Z. 280). Sie hatte sich gedanklich schon darauf vorbereitet wie der Prozess aussehen wird: „das Jugendamt ruft dann an und dann fahren wir hin und dann holt man irgendwann das Kind, dann soll eine Anbahnung sein (...)“ (Z. 277). Die Interviewte geht also vermutlich aufgrund ihrer eigenen Erfahrungen als Pflegekind davon aus, dass sie die Pflegekinderhilfe bereits kennt und daher auch in ihrer neuen Rolle souverän agieren wird.

Jedoch zeigt ihre Schilderung der tatsächlichen ersten Kontaktaufnahme durch das Jugendamt eine gegensätzliche Realität. Den Moment, in dem der Anruf erfolgt, empfindet sie als „völlig surreal“ (Z. 281), was darauf hindeutet, dass die emotionale Dimension und die Verantwortung für die neue Rolle erst in diesem Augenblick greifbar werden. Die Diskrepanz zwischen ihrer gedanklichen Vorbereitung und ihrer emotionalen Reaktion verdeutlicht, dass theoretisches Wissen und eigene Vorerfahrungen zwar hilfreich sind, jedoch nicht vollständig die Emotionalität der Situation erfassen können. Die Benennung des Moments als „jetzt werde ich doch selber Pflegeeltern“ (Z. 282) markiert einen entscheidenden Wendepunkt. Somit wird ein innerer Transformationsprozess eingeleitet, in dem sie sich mit der neuen Verantwortung identifiziert.

5.2.2.2 Passung und Authentizität als entscheidende Faktoren für den Start eines Pflegeverhältnisses: „Also ich glaube auch schon so ein bisschen manchmal, dass Pflegeeltern auch schon mal sagen dürfen, das passt irgendwie nicht. Oder aber auch, dass Kinder sagen können und signalisieren können, irgendwie matcht das nicht.“ (Z. 413–414)

Gegenseitiges Einverständnis und Passung in der Beziehung zwischen Pflegekindern und Pflegeeltern nehmen laut der Biografin eine weichenstellende Funktion ein. Sie stellt heraus, dass sowohl Pflegeeltern als auch Pflegekinder die Möglichkeit haben sollten, ehrlich ihre Gefühle und Einschätzungen zu äußern, wenn kein emotionaler Zugang gefunden werden kann: „Pflegeeltern auch schon mal sagen dürfen, das passt irgendwie nicht. Oder aber auch, dass Kinder sagen können und signalisieren können, irgendwie matcht das nicht“ (Z. 414). Ihre Formulierung zeigt, dass sie die individuellen Charaktere und Bedürfnisse beider Seiten als wichtige Aspekte einer gelungenen Eltern-Kind-Beziehung betrachtet.

Cleo Winkler schildert, dass die Aufnahme eines Pflegekindes ein entscheidender Moment ist, der durch eigene Emotionen und behördliche Vorgaben gleichermaßen bestimmt wird. Sie spricht ihre eigene

Unsicherheit an, die sie vor dem ersten Kennenlernen ihrer Pflege Tochter empfand: „Ich hatte wahnsinnige Panik davor, als es hieß, da kommt der Anruf, wir lernen unsere Pflege Tochter kennen“ (Z. 420). Diese Ängste reflektiert sie vor dem Hintergrund ihrer Erfahrungen in der Bereitschaftspflege, wo sie Situationen erlebt hat, in denen die Beziehung zwischen Pflegeeltern und Pflegekindern nicht zu harmonisieren schien: „Man hat es auch manchmal bei den Kindern so gemerkt, dass sie zurückhaltend waren“ (Z. 423). Die Interviewte betont die Wichtigkeit von Ehrlichkeit und Offenheit in solchen Situationen, auch in der eigenen Familie. Sie schildert, dass sie mit ihrem Mann vereinbart hat, dass sie ihre Gefühle nach dem Kennenlernen offen kommunizieren: „Wenn er die Kleine auf dem Arm hat und sagt, er fühlt es jetzt nicht, dann soll er ehrlich sein“ (Z. 426). Diese Offenheit sieht sie als essenziell, um langfristige Konflikte oder Belastungen zu vermeiden, die sich daraus ergeben könnten, wenn von Beginn an kein emotionaler Zugang zueinander gefunden werden kann. Die Biografin reflektiert also vor der Aufnahme eines Kindes ihre Gefühle und Bedürfnisse und setzt voraus, dass sich alle Beteiligten – sie, ihr Mann und das potentielle Pflegekind – miteinander wohlfühlen.

5.2.2.3 Die Bedeutung von Anbahnungsprozessen: „Ich finde, dass man auch da, dass einem einfach bewusst ist, das ist ein Lebewesen und das macht was mit diesen kleinen Würmchen. Wir waren damals neun, bei uns war es völlig surreal. Wir wurden ins Auto gesetzt und sind anderthalb Stunden gefahren. Dann waren wir in einem neuen Haus, in einer neuen Familie.“ (Z. 544–446)

Die Biografin beschreibt, dass die Eingewöhnung ihrer Pflege Tochter schrittweise erfolgte: Zunächst lernte Ada die Familie kennen, verbrachte Zeit bei ihnen und zog schließlich nach anderthalb Wochen dauerhaft ein. Diese Vorgehensweise ermöglichte es Ada, sich langsam an die neue Umgebung zu gewöhnen und eine Beziehung zur Familie aufzubauen: „Also, dass sie erstmal die Möglichkeit hatte, Kontakt mit uns aufzubauen.“ (Z. 537).

Sie hebt die Besonderheit der Situation durch eine Metapher hervor: „Man kauft jetzt irgendwie einen Gegenstand, aber das sind Kinder.“ (Z. 539), und beschreibt die Erfahrung, ihre Pflegetochter aus der Bereitschaftspflege abzuholen, als „total suspekt“ (Z. 541): „Man ist hingefahren zur Bereitschaftspflege, hat sie reingepackt, hat sie mitgenommen. Und dann war sie da.“ (Z. 542). Diese Reflexion veranschaulicht ihre Sensibilität für die Bedürfnisse von Pflegekindern und die Notwendigkeit, den Übergang kindgerecht zu gestalten: „Das ist ein Lebewesen und das macht was mit diesen kleinen Würmchen.“ (Z. 544).

Cleo Winkler zieht Parallelen zu ihrer eigenen Erfahrung als Pflegekind, als sie im Alter von neun Jahren ohne Vorbereitung in eine neue Familie gebracht wurde. Sie beschreibt diesen abrupten Übergang als „völlig surreal“ (Z. 544): „Wir wurden ins Auto gesetzt und sind anderthalb Stunden gefahren. Dann waren wir in einem neuen Haus, in einer neuen Familie.“ (Z. 545). Diese persönliche Erfahrung bringt sie dazu darüber nachzudenken, „wie es damals eigentlich auch gelaufen ist und wie es eigentlich sein sollte“ (Z. 547). Sie hebt hervor, dass in der Bereitschaftspflege inzwischen oft eine Anbahnung stattfindet, bei der Kinder ihre zukünftige Familie schrittweise kennenlernen: „Dass die Kinder erstmal die Familien kennenlernen konnten. Dass sie mal zwei Stunden spazieren gewesen sind. Dann haben sie die eine Nacht da geschlafen. Dass sie diese Chance einfach haben.“ (Z. 549).

Auch in diesem Zusammenhang geht Cleo Winkler sensibel auf die Bedürfnisse ihrer Pflegetochter ein und bezieht den Moment des Übergangs auch auf andere Pflegekinder. Ihre Erfahrung als Pflegekind zeigt, wie einschneidend und belastend plötzliche und fremdbestimmte Wechsel in eine Pflegefamilie sein können. Sie erkennt an, dass die Entscheidung für ein Pflegekind oft von starken Gefühlen und dem Druck des Jugendamtes geprägt ist und dass es wichtig ist, die Perspektive des Kindes in solchen Momenten zu berücksichtigen. Sie formuliert die Schlussfolgerung, dass die Bedürfnisse der Kinder bei allen Übergängen in eine Pflegefamilie Priorität haben sollten.

5.2.2.4 Rollenübernahme in Kooperation: „Das klingt so banal, aber da hat man richtig registriert, wir sind jetzt wirklich Pflegeeltern, Ada ist jetzt bei uns eingezogen, sie lebt jetzt bei uns, wir sind für sie zuständig.“ (Z. 669)

Die Biografin orientiert sich an ihren inneren Bildern von den ersten Tagen mit ihrer Pflegetochter. Sie erzählt, dass ihr vor allem die körperliche Nähe in Erinnerung geblieben ist: „Irgendwie habe ich ganz viele so Kuschelbilder im Kopf, wo ich mir denke, wir saßen da und haben gekuschelt. Das erste Mal, als wir die Flasche gegeben haben [...]“ (Z. 665). Im Gegensatz zur leiblichen Mutterschaft, bei der der Beziehungsaufbau und das Verantwortungsgefühl während der Schwangerschaft entstehen, entwickelt sich die Beziehung der Biografin zu ihrer Pflegetochter sowie ihr Gefühl von Verantwortung erst nach deren Aufnahme in die Familie. Dieser Prozess vollzieht sich durch *doing family*: die alltägliche Interaktion und die Übernahme der Versorgungspflichten, die es Cleo Winkler ermöglichen, sich schrittweise in ihre neue Rolle als Pflegemutter einzufinden: „Und man wusste, sie schläft jetzt wirklich hier und sie ist auch morgens noch da. (.) Das klingt so banal, aber da hat man richtig registriert, wir sind jetzt wirklich Pflegeeltern.“ (Z. 669).

In dem Prozess reflektiert sie jedoch nicht nur ihre Perspektive, sondern auch die ihrer Pflegetochter. So äußert sie ihre Bewunderung für die Fähigkeit ihrer Pflegetochter, sich trotz der belastenden Umstände – der Trennung von der leiblichen Mutter und der kurzfristigen Unterbringung in einer Bereitschaftspflege – in der neuen Umgebung mit den neuen Bezugspersonen einzufinden: „wie schnell sie uns dann doch auch angenommen hat“ (Z. 672). Der plötzliche Wechsel der Lebensumstände und Bezugspersonen wurde durch die behutsame Anbahnung an die Pflegefamilie erleichtert, auch wenn diese die abrupte Veränderung der Lebensumstände nicht vollständig abfedern konnte: „wir hatten einen Übergang, aber sie war ja dann trotzdem nicht mehr dort und eben bei jemand anderem“ (Z. 675). Gleichzeitig hebt die Interviewte die Resilienz ihrer Pflegetochter hervor, indem sie ihre Anpassungsfähigkeit als „irre“ (Z. 676) und sie selbst als „widerstands-

fähig“ (Z. 676) beschreibt. Ihre Beobachtungen spiegeln einerseits die Belastungen wider, die Kinder in solchen Kontexten bewältigen müssen, und betonen andererseits die Bedeutung von Unterstützung und Stabilität, um diesen Übergang erfolgreich zu meistern. Durch ihre eigene Erfahrung scheint sie auch besonderen Wert darauf zu legen ihrer Pflegetochter emotional das Ankommen zu erleichtern und ihr durch körperliche Nähe ein Gefühl von Zuwendung und Sicherheit zu vermitteln.

Die Interviewte beschreibt die Situation als überraschend und intensiv, obwohl sie sich im Vorfeld bewusst für die Aufnahme eines Kindes entschieden hatten. Sie betont die plötzliche Realität dieses Moments, als ihre Pflegetochter Ada tatsächlich bei ihnen schläft: „Oh Gott, jetzt ist sie da“ (Z. 680). Die Emotionen ihres Mannes und ihr eigenes Erleben veranschaulichen die unerwartete Wucht der Verantwortung und die damit verbundene Unsicherheit.

Die Erinnerung an spezifische Bilder, wie das Tragen des Kindes im Maxi-Cosi und das erste Ankommen im Wohnzimmer, zeigt, wie prägend dieser Tag für sie war: „Man denkt so, oh Gott, äh, krass“ (Z. 689). Sie zieht Parallelen zu ihrer eigenen Kindheit in einer Pflegefamilie und reflektiert, dass auch dort wenig vorbereitet war: „Da war auch nix vorbereitet, die hatten kein Kinderzimmer vorbereitet“ (Z. 692). Dieser Vergleich deutet darauf hin, dass sie aus ihrer Erfahrung als Pflegekind eine gewisse Akzeptanz für die Unvollkommenheit des Moments ableitet. Die Sequenz unterstreicht den Moment des Rollenwechsels von der Vorbereitung auf die tatsächliche Verantwortung. Dabei werden Unsicherheiten und spontane Anpassungen sichtbar, die für solche Übergänge typisch sind.

5.2.2.5 Orientierung am Tempo des Kindes: „Dass wir der mal so die Ruhe gegeben haben. So ein bisschen, komm mal erstmal an. So nach und nach hat man halt irgendwie die Familienmitglieder und Freunde.“ (Z. 78)

Die Biografin zieht einen Vergleich zwischen den Erfahrungen ihrer Pflege Tochter, die in der Ankommensphase durch sie als Pflegemutter gesteuert und begleitet wurde, und ihren eigenen Erfahrungen als Pflegekind in Bezug auf diese Phase. Sie leitet die Beschreibung ihres Vorgehens als Pflegemutter folgendermaßen ein: „Und jetzt selber in meiner Rolle als Pflegemutter, auch mit dem Wissen, was wir auch in der Pflegeelternschulung vermittelt bekommen haben“ (Z. 76). Sie erklärt damit, dass ihr Handeln als Pflegemutter durch das in der Vorbereitung für Pflegeeltern Gelernte geprägt ist, wobei sie gleichzeitig ihre eigene Erfahrung als Pflegekind einfließen lässt.

Cleo Winkler beschreibt, dass sie und ihr Mann ihrer Pflege Tochter, die bei der Aufnahme noch ein Säugling war, „Ruhe“ (Z. 78) und Zeit zum „ankommen“ (Z. 79) gegeben haben. Die Vorstellung von „Familienmitgliedern und Freunden“ erfolgte „nach und nach“ (Z. 79), wobei sie sich an ihrem „Gefühl zum Kind“ (Z. 80) orientieren. Diese Beschreibung verdeutlicht, dass die Interviewte bewusst versucht, die Bedürfnisse ihrer Pflege Tochter wahrzunehmen und ihr die Möglichkeit zu geben, sich langsam an die neue Umgebung zu gewöhnen. Sie schildert auch konkrete Beobachtungen ihrer Pflege Tochter und interpretiert diese: „Am Anfang, man glaubt es gar nicht. Ich meine, die war anderthalb Monate. Aber sobald jemand Neues irgendwie in den Raum gekommen ist, hat die sich so richtig verkrampft“ (Z. 82). Die Interviewte betont, dass sehr kleine Kinder auf Veränderungen reagieren und durch ihr Verhalten Unsicherheit oder Angst kommunizieren können. Sie beschreibt, wie ihre Pflege Tochter engen Körperkontakt suchte, um Sicherheit zu finden: „Die hatte richtig Panik und musste so ganz engen Körperkontakt mit uns haben, wenn neue Personen kamen“ (Z. 84). Dabei wird ihre Rolle als Bezugsperson deutlich, die durch Nähe und Stabilität das Vertrauen des Kindes stärkt. Durch die Beobachtung, dass das Kind beim zweiten Zusammentreffen mit denselben

Personen „wieder gut“ (Z. 85–86) reagierte, erklärt sie, dass die Pflegetochter durch vorherige Abbrüche geprägt war: „Und sie muss nicht irgendwie wieder, zum Beispiel von der Bereitschaftspflege woanders hin, so wie es bei ihr war“ (Z. 87). Die Interviewte beschreibt diesen Prozess als langwierig: „Drei, vier Monate gedauert, bis neue Personen kommen konnten und sie entspannt war“ (Z. 88). Dies zeigt, dass sie die Zeit aufbringt, um ihrer Pflgetochter die notwendige Sicherheit zu vermitteln.

Im Kontrast dazu beschreibt die Interviewte ihre eigenen Erfahrungen als Pflegekind: „So war es bei uns gar nicht. Am 25. Dezember kam die ganze Familie und dann saßen da irgendwie 30 Leute“ (Z. 89) und „wir irgendwie mittendrin“ (Z. 91). Sie hebt den Gegensatz hervor, indem sie auf die Überforderung eingeht, die sie als Kind empfand. Während bei ihrer Pflgetochter die behutsame Einführung neuer Personen im Vordergrund stand, war sie selbst als Kind einer plötzlichen und überfordernden Situation ausgesetzt, die wenig Rücksicht auf ihre Bedürfnisse nahm. Zwar gab es Bemühungen der Verwandtschaft, sie zu integrieren, wie sie durch die Beschreibung „superlieb und haben sonst was für Geschenke mitgebracht“ (Z. 91) illustriert. Doch auch hier schwingt eine Ambivalenz mit, da sie diese Geschenke als unvollständig wahrnahm: „Ich kann mich erinnern, ich habe ein Dino gekriegt, nur mit einem Auge. Oder wir haben Lego bekommen, wo Teile gefehlt haben“ (Z. 92–94). Die Biografin zeigt hier eine Sensibilität für die symbolische Bedeutung solcher Gesten, die einerseits willkommen heißen sollen, andererseits jedoch auf ein Gefühl des „Nicht-ganz-Dazugehörens“ hindeuten können.

Insgesamt verdeutlicht die Erzählung der Interviewten, wie sie ihre Rolle als Pflegemutter im Gegensatz zu ihren eigenen Kindheitserfahrungen reflektiert und gestaltet. Während sie als Kind Unsicherheiten und Überforderungen erlebte, legt sie in der Beziehung zu ihrer Pflgetochter besonderen Wert darauf, ihr Sicherheit, Stabilität und Zeit zum Ankommen zu geben. Ihre Schilderung der Überforderung in ihrer Kindheit deutet darauf hin, dass diese Erfahrungen ihre Handlungsweisen und ihr Verständnis von Beziehungsarbeit als Pflegemutter beein-

flussen. Zudem verweist sie auf die Inhalte der Pflegeelternschulung, was darauf schließen lässt, dass sie ihr Handeln nicht ausschließlich auf ihre eigenen Erfahrungen stützt, sondern bewusst auch fachliche Kenntnisse einbezieht.

5.2.2.6 Pflegeelternschaft als Balanceakt – Schutz bieten, Vertrauen aufbauen, Identität stärken: „Das muss man irgendwie verstehen, ich bin in einer Pflegefamilie, aber ich gehöre dazu, das sind trotzdem meine Pflegeeltern und ich bleib auch hier.“ (Z. 240)

Cleo Winkler bewertet ihre biografische Prägung als Pflegekind und deren Einfluss auf ihre Elternrolle. So merkt sie einleitend kritisch an: „Man denkt ja immer so, bloß weil man selbst Pflegekind war, ist man doch irgendwie Profi. Aber ist man ja natürlich nicht.“ (Z. 174). Sie benennt also, dass ihre Rolle als Pflegemutter neue Herausforderungen mit sich bringt, die nicht allein durch ihre Erfahrungen bewältigt werden können. Im Anschluss erklärt sie ihre Aussage, indem sie den Stellenwert des Kontakts zur leiblichen Familie sowohl aus ihrer Perspektive als Pflegekind als auch aus ihrer Rolle als Pflegemutter reflektiert. Sie hebt hervor, dass ihr als Pflegekind der Kontakt zur Familie „wahnsinnig wichtig“ (Z. 178) war und sie es als bedeutsam empfand, sich „mit seiner Herkunftsfamilie auseinanderzusetzen“ (Z. 178). Gleichzeitig beschreibt sie die „Herausforderungen“ (Z. 179) solcher Kontakte aus der Perspektive als Pflegemutter, insbesondere wenn diese für das Pflegekind belastend sind. Sie berichtet, dass ihre Pflgetochter Ada bereits als Baby stark emotional auf den Umgang reagierte: „Sie hat immer wahnsinnig geweint und wahnsinnig darauf reagiert“ (Z. 181). Diese Situationen scheinen bei Cleo Winkler einen inneren Konflikt zu erzeugen, da sie einerseits den Kontakt zur Herkunftsfamilie als wichtig erachtet, andererseits aber die emotionale Belastung ihres Pflegekindes miterlebt: „Dann ist es wie das eigene Kind und dann tut es einem einfach leid“ (Z. 185). Ihre Schilderung zeigt die Spannungen, die zwischen den Ansprüchen an die Pflegeelternrolle und den Bedürfnissen des Pflegekindes entstehen können. Vor diesem Hintergrund erklärt sie

sich rückblickend das für sie als Kind scheinbar irritierende Verhalten ihrer Pflegemutter: „Da verstehe ich manchmal dann die Reaktion von meiner Pflegemutter, wenn ich um die Ecke kam und was gefragt habe.“ (Z. 186). Aus dieser Erfahrung leitet sie eine Schlussfolgerung für ihr Verhalten als Pflegemutter ab: „Aber ich nehme mir natürlich auch mit, ich hatte manchmal Sorge das anzusprechen. Und genau das möchte ich eigentlich für Ada nicht.“ (Z. 188). Weiter überdenkt sie mögliche Handlungsoptionen für sich: „Dass man sich selbst reflektiert und versucht damit cool umzugehen.“ (Z. 189), damit die „Gefühlslage nicht bei dem Kind ankommt.“ (Z. 192). Die Interviewte reflektiert, wie ihre eigene Geschichte als Pflegekind ihre Perspektive als Pflegemutter beeinflusst: „Wenn man das selbst erlebt hat und dann das Pflegekind vor sich hat, (...) dass man über manche Situationen einfach nochmal anders nachdenkt.“ (Z. 194). Sie beschreibt, dass sie versucht, ihre Handlungen an den eigenen kindlichen Bedürfnissen zu orientieren: „Weil man bestmöglich probiert so zu reagieren, wie hätte man es eigentlich gerne selber als Pflegekind gehabt.“ (Z. 197). Gleichzeitig äußert sie Unsicherheiten: „Ob es immer gelingt, weiß ich nicht. (...) Das wird es jetzt wahrscheinlich zeigen.“ (Z. 198). Es offenbart sich also, dass ihre eigenen biografischen Erfahrungen als Pflegekind als Orientierungspunkt für ihre Gestaltung der Pflegeelternrolle dienen und sie versucht eine Rolle einzunehmen, die sie sich selbst als Kind von ihrer Pflegemutter gewünscht hätte.

Die Interviewte betont die Bedeutung, Kindern sowohl ein Bewusstsein dafür zu vermitteln, dass sie Pflegekinder sind, als auch ein Gefühl von Zugehörigkeit und Sicherheit zu geben und bezieht sich dabei auf Inhalte der Pflegeelternschulung: „Das muss man irgendwie verstehen, ich bin in einer Pflegefamilie, aber ich gehöre dazu, das sind trotzdem meine Pflegeeltern und ich bleib auch hier.“ (Z. 240). Im Rückblick formuliert sie, dass ihr das in ihrer Pflegefamilie zum Teil gefehlt hat: „das hätte ich mir, glaube ich, auch manchmal noch von der Pflegemutter ein bisschen mehr gewünscht, was ich auch gerne mitnehmen will, dass man dem Kind wirklich die Sicherheit gibt.“ (Z. 241–243). Explizit treten damals Ängste und Unsicherheiten beim

Umgangskontakt mit ihrer leiblichen Mutter auf: „ich hab zum Beispiel meine leibliche Mutter nach drei Jahren mal wieder gesehen und dachte so gleich, oh Gott, jetzt muss ich wieder umziehen. Das wurde halt nicht kommuniziert.“ (Z. 245). Daraus trifft die Interviewte Ableitungen für sich: „Also, dass man wirklich auch klar kommuniziert, hey, du gehörst hierher, du musst jetzt hier keine Sorgen machen und wir reden drüber. Oder dass man wirklich einfühlsam ist und wahrnimmt, okay, ist das Kind jetzt irgendwie ruhiger, fällt mir irgendwie was auf oder ist da vielleicht versteckt irgendwie was in dieser Botschaft so drin, dass man das vielleicht aufgreift.“ (Z. 247–250). Die Interviewte beschreibt hierbei ihren inneren Prozess sich auf ihre Rolle als Pflegemutter vorzubereiten. Dabei bezieht sie die Inhalte der Schulung auf ihre Erfahrungen als Pflegekind und reflektiert die Bedeutung dieser für ihr eigenes Rollen- oder Erziehungsverständnis.

Sie unterstreicht ihre Argumentation durch eine Erzählung aus ihrer Kindheit, die ihr durch ihre Pflegemutter übermittelt wurde: „zu Weihnachten irgendwie so eine Post bekommen haben, wo man so stempeln kann, mein Bruder und ich, und wir haben da nicht stempeln gespielt, wir haben damit Jugendamt gespielt und haben dann Kuscheltiere gerettet.“ (Z. 251 – 253). Sie vermutet, dass das Spiel der „Verarbeitung“ (Z. 255) diene und hinter diesem Spiel ein Bedürfnis nach „Sicherheit“ (Z. 259) stand. Hieraus leitet sie erneut Schlussfolgerungen für die Pflegeelternrolle ab: „was nehme ich da jetzt eigentlich gerade wahr? Wie kann ich darauf reagieren?“ (Z. 257). Im weiteren Verlauf ihrer Reflexion fragt sie sich, wie die Rahmenbedingungen der Pflegekinderhilfe zu ihrer Kindheit aussahen und welche Schulungsmöglichkeiten ihrer Pflegemutter zur Verfügung standen: „Ich weiß aber gar nicht, ob das früher auch schon so war, dass es diese Pflegeelternschulung gibt.“ (Z. 260). Die Interviewte nimmt also kritisch wahr, dass es ihr als Pflegekind an Sicherheit mangelte und sieht ihre Pflegemutter in der Verantwortung diese zu vermitteln. Sie beschreibt, dass sie in den heutigen Vorgaben für Pflegeeltern, zum Beispiel durch das „Auswahlverfahren“ (Z. 263), eine Chance sieht, dass Pflegeeltern vorbereitet und für ihre Aufgabe sensibilisiert werden: „Da ist ein Kind, ja, die

sind nicht irgendwie alle schwierig, aber trotzdem bringen sie alle ein Päckchen mit und man muss irgendwie darauf probieren einzugehen und das muss einem, glaube ich, bewusst sein.“ (Z. 267–269). Dabei sieht sie sich in der Position dieser Verantwortung gerecht zu werden, da sie die Sensibilität und weitere Ressourcen aufgrund ihrer eigenen Erfahrungen mitbringt: „man ist einfach sensibler aus der Situation heraus, selber Pflegekind, Pflegemutter, um doch nochmal anders manche Situationen einfach wahrzunehmen.“ (Z. 272).

5.2.2.7 Identifikation als Chance und Herausforderung: „Ich glaube wir ziehen schon manchmal dann auch vielleicht so Parallelen oder uns kommen halt Geschichten von uns selbst als Pflegekindern halt irgendwie in den Kopf.“ (Z. 320)

Die Biografin setzt sich mit der Identifikation mit ihrer Pflgetochter auseinander und antizipiert mögliche alternative biografische Verläufe, indem sie sich vorstellt, welche Auswirkungen eine Trennung von ihrem Bruder gehabt hätte. Dies gewinnt an Bedeutung vor dem Hintergrund, dass ihre Pflegefamilie ursprünglich „nur ein großes Mädchen“ (Z. 310) aufnehmen wollte. Sie hebt die emotionale Belastung, die eine Trennung von ihrem Bruder für sie als Kind bedeutet hätte hervor, und stellt die starke Bindung zu ihm heraus, die durch eine Übernahme mütterlicher Verantwortung geprägt war: „Mein Bruder und ich, im Nachhinein würde ich manchmal sagen, ich habe die Mutterrolle übernommen.“ (Z. 312). Diese biografische Erfahrung sensibilisiert sie für die Bedeutung von Geschwisterbindungen im Jugendhilfekontext.

Im Zusammenhang mit der Anfrage des Jugendamts, den Bruder ihrer Pflgetochter aufzunehmen, überträgt sie diese Reflexion auf ihre aktuelle Lebenssituation. Sie schildert ihre Überlegungen gegenüber ihrem Partner. Die Erwähnung, dass sie ihm ihre eigene Erfahrung erzählt hat, lässt darauf schließen, dass dieses biografische Detail für ihn neu war, oder nicht in den Kontext der Anfrage eingeordnet wurde. Die Biografie der Interviewten bekommt an dieser Stelle eine besondere Bedeutung, da sie und ihr Partner darüber eine Brücke zur Perspektive

ihrer Pflegetochter schlagen. Gleichzeitig findet auch eine Verarbeitung der eigenen Geschichte statt, da das Erlebte reflektiert und eingeordnet wird.

Zudem zeigt sich ein Spannungsverhältnis zwischen dem Wunsch, Geschwister zusammenzuführen, und den praktischen Anforderungen ihres eigenen Lebens: „Es muss dann irgendwie trotzdem ja auch zur Lebenssituation passen.“ (Z. 317). Diese Reflexion unterstreicht die Schwierigkeit, persönliche Werte und biografische Prägungen mit den Herausforderungen der Pflegeelternschaft in Einklang zu bringen.

Die Biografin reflektiert, indem sie „Parallelen“ (Z. 320) zwischen ihrer Rolle als ehemaliges Pflegekind und ihrer heutigen Rolle als Pflegemutter zieht. Sie schildert, dass das Zusammenleben mit ihrer Pflegetochter Erinnerungen an ihre eigene Kindheit weckt: „Manchmal kommen Geschichten von uns selbst als Pflegekindern halt irgendwie in den Kopf“ (Z. 320–321). Es bleibt unklar, auf wen sich das „uns“ (Z. 320) bezieht; möglicherweise spricht sie über andere Pflegeeltern mit einem ähnlichen biografischen Hintergrund. Diese Erinnerungen scheinen für sie eine Grundlage für ihre Reflexionen zu bieten. Sie beschreibt, dass sie Situationen „wirklich analysiert“ (Z. 324) und sich bewusst darum bemüht, „nicht vielleicht voreilig Entscheidungen“ zu treffen (Z. 325). Dies deutet darauf hin, dass sie durch ihre eigenen Erfahrungen als Pflegekind eine besondere Sensibilität für die Bedürfnisse und Perspektiven von Pflegekindern entwickelt hat. Sie scheint für sich festzustellen, wie wichtig ein überlegtes und empathisches Handeln in ihrer Rolle als Pflegemutter ist, und lässt ihre persönlichen Erfahrungen in ihre Entscheidungen einfließen.

Daraufhin kontrastiert sie die ambivalenten Auswirkungen dieses Vorgehens: „vielleicht manchmal hilfreich“ (Z. 325), aber „vielleicht manchmal auch nicht“ (Z. 326). Diese Reflexion verdeutlicht, dass sie die potenzielle Belastung erkennt, da es für sie emotional fordernd sein kann: „Ich möchte jetzt eigentlich gar nicht daran denken“ (Z. 326). Gleichzeitig beschreibt sie, dass sie solche Parallelen bisher in dieser Intensität nicht erlebt hat. Unklar bleibt, zunächst auch welche Auswirkungen die Identifikation auf ihre Pflegetochter haben, und ob diese

Einfluss auf ihre Wahrnehmung und den Umgang mit ihrer Geschichte haben.

5.2.2.8 Suche nach Haltung und Orientierung in der Interaktion mit der leiblichen Familie: „Man weiß, man wird als Pflegemutter gebraucht. Aber das Professionelle, was man irgendwie mal mitgebracht hat, oder was man aus der Biografie hat, das braucht man nicht. Man ist hier eigentlich als Mutter“ (Z.629)

Die Biografin beschreibt, dass es am Anfang regelmäßige Kontakte zwischen ihrer Pflegetochter und deren leiblichen Eltern gegeben hat, die sie als herausfordernd empfand: „Was heißt Zusammenarbeit? Das ist schwierig. Am Anfang haben regelmäßige Umgänge schon stattgefunden.“ (Z. 586). Dabei bemerkt sie, dass es ihr schwerfällt sich zurückzuhalten und zieht Parallelen zu den Erfahrungen ihrer Pflegemutter: „Da habe ich auch wieder meine Pflegemutter ein bisschen verstanden.“ (Z. 588). Es scheint sie also zu überraschen, dass sie an dieser Stelle gefordert ist. Die Erinnerung an ihre Pflegemutter scheint ihr dabei Sicherheit zu geben.

Ihre Bemühungen gegenüber den leiblichen Eltern werden deutlich, indem sie betont, dass sie versucht, keine negativen Gefühle entstehen zu lassen: „Ich bin da sehr offen und probiere auch nicht, ein doofes Gefühl oder so zu geben. Das will ich gar nicht.“ (Z. 589). Sie erkennt die Bedeutung der Familie an und formuliert, dass diese Teil des Lebens ihrer Pflegetochter bleiben: „Die Eltern gehören dazu. Das sind Adas Eltern.“ (Z. 590). Cleo Winkler vertritt die Ansicht, dass ihre Pflegetochter ein Recht darauf hat, ihre leibliche Familie kennenzulernen, und betont die Wichtigkeit, dass Ada später selbstständig über den Kontakt entscheidet: „Meine Pflegetochter hat für mich auch das Recht, ihre Eltern und ihre Herkunftsfamilie kennenzulernen.“ (Z. 591). Ihre biografischen Erfahrungen als Pflegekind prägen dabei ihre Perspektive: „Ich wollte damals auch unbedingt Kontakt als Pflegekind mit meinen Eltern haben. Bis ich irgendwann die Entscheidung für mich selbst getroffen habe, okay, will ich nicht“ (Z. 592). Diese Hal-

tung überträgt sie auf ihre Pflege Tochter, der sie ebenfalls die Freiheit geben möchte: „Das kann sie selbst entscheiden, wenn sie alt genug ist“ (Z. 596).

Trotz der Erkenntnis über die Bedeutung von Umgangskontakten und der Möglichkeit, sich ein Bild von den leiblichen Eltern zu machen, scheinen ambivalente Gefühle gegenüber diesen eine Rolle zu spielen. So schildert Cleo Winkler die Reaktion ihrer Pflege Tochter während eines Treffens mit den leiblichen Eltern, als ihre Pflege Tochter Ada schrie und sich verkrampfte, was sie als stark belastend wahrnahm: „Die Mutter hat sich nur auf den Boden neben sie gesetzt, wo sie noch ein Baby war. Und sie hat so geschrien und sich so verkrampft. Das war irre“ (Z. 553). Diese Situation führte bei der Interviewten zu Erinnerungen an die Vergangenheit ihres Pflegebruders, der ebenfalls gegen seinen Willen Umgangskontakte erlebte: „Der musste immer bei seinen Großeltern schlafen. Und der wollte überhaupt nicht. (...) Er hat um sich geschlagen. Der hat geschrien“ (Z. 554–558). Sie überträgt die Sorge auf ihre Pflege Tochter und schlussfolgert, dass erzwungene Umgangskontakte langfristig negative Auswirkungen haben könnten. Sie setzt sich damit auseinander, was sie tun kann, um dies zu vermeiden: „Ich hab jetzt echt ein bisschen Angst, dass das immer hier so ist. Und dass irgendwie meine Pflege Tochter sich dann nicht gut entwickeln kann, weil sie halt immer im Kopf hat, oh Gott, einmal im Monat. Muss ich das jetzt irgendwie ertragen?“ (Z. 564).

Im Laufe der Zeit gewinnt die Interviewte an Sicherheit, da sie sich den Eltern durch die Umgangskontakte annähert: „Ich finde von Mal zu Mal wird es ja auch leichter. Man lernt ja die Familie auch einfach kennen“ (Z. 620). So schien sie das Verhalten des Vaters zunächst zu irritieren, da sie andere Erwartungen an den Umgangskontakt hatte: „dass der Vater zwar da ist, aber beschäftigt sich mit allem, aber nicht unbedingt mit seinem Kind“ (Z. 621). Cleo Winkler versucht anfangs, ihn zur Interaktion mit seinem Kind zu motivieren, stellt aber später fest, dass ihre Hauptaufgabe darin besteht, für das Kind da zu sein: „Ich wusste dann, wenn meine Pflege Tochter mich braucht, dann bin ich da“ (Z. 624).

Die Unterstützung durch die Familienhilfe wird als Entlastung beschrieben, da diese professionell eingreifen und Entscheidungen treffen kann: „Die Familienhilfe hat gesagt, wir müssen jetzt abbrechen. Gehen Sie mal Ihre 10 Minuten. Man wusste dann auch in diesem ganzen Prozess, da ist jemand der weiß schon, was er tut.“ (Z. 626). Dies stärkt ihr Vertrauen in den professionellen Prozess und in die Rolle der Fachkraft.

Weiter hebt sie hervor, dass im Kontext der begleiteten Umgänge die Fähigkeit, emotionale Nähe und Stabilität zu bieten, gefragt ist: „Man weiß, man wird als Pflegemutter gebraucht. Aber das Professionelle, was man irgendwie mal mitgebracht hat, oder was man aus der Biografie hat, das braucht man nicht. Man ist hier eigentlich als Mutter“ (Z.629). Dies betont die Transformation der eigenen Rolle vom ehemaligen Pflegekind hin zu einer primär fürsorgenden Bezugsperson als Pflegemutter. Die Interviewte reflektiert außerdem über die Bedeutung der eigenen emotionalen Regulation: „Meine eigenen Emotionen gehören hier auch nicht her“ (Z. 631). Dies zeigt eine bewusste Abgrenzung zwischen ihrer Emotionalität und der emotionalen Unterstützung, die sie ihrer Pflegetochter bieten möchte. Die Haltung von Cleo Winkler zeigt sich in dem Spannungsfeld zwischen Emotionalität und Rollenbewusstsein. Abschließend reflektiert sie, dass sie durch diese Erfahrungen persönlich gewachsen ist: „Aber ich finde, von Mal zu Mal wächst man da ein bisschen“ (Z. 631), was auf ein dynamisches Verständnis der Pflegemutterrolle hindeutet, in dem persönliche Weiterentwicklung und Anpassungsfähigkeit wesentlich sind.

In ihrer Erzählung dokumentiert sich dennoch ein biografischer Einfluss, der sie in der Herausbildung einer Haltung zu unterstützen scheint. So reflektiert sie die emotionale Herausforderung, Bindungen zu Pflegekindern einzugehen und gleichzeitig deren familiäre Beziehungen zu akzeptieren. In ihrer Kindheit hat sie bei Begegnungen mit ehemaligen Bereitschaftspflegekindern gelernt, dass es wichtig ist, diese zwar zu umsorgen und Zuneigung zu zeigen, aber auch zu respektieren, dass sie nun zu einer neuen Familie gehören. Sie beschreibt dies als notwendige Haltung, die sie „denen auch ein bisschen spiegeln“

(Z. 638) musste, um „fair einfach nur für die neue Familie“ (Z. 639) zu sein.

Diesen emotionalen Balanceakt scheint sie auf ihre heutige Situation als Pflegemutter zu übertragen, insbesondere in ihrem Umgang mit der Familie ihrer Pflegetochter. Die Interviewte zeigt ein Bewusstsein dafür, dass ein fairer Umgang und Offenheit wichtig sind, beschreibt dies jedoch als emotional anspruchsvoll: „Aber es ist manchmal schon schwer, dann trotzdem fair zu bleiben“ (Z. 640). Die Interviewte wird nicht konkret, wenn es um ihre Gefühle geht, welche möglicherweise Konkurrenz gegenüber den Eltern ihrer Tochter oder eine latente Verlustangst darstellen könnten. Ihre Aussagen deuten auf innere Konflikte hin, die durch den Wunsch nach Offenheit und die Schwierigkeit, eigene Emotionen zurückzustellen, entstehen. Dieses Spannungsfeld scheint sie bewusst wahrzunehmen, was sich in ihrer Selbstaufforderung zeigt: „Man weiß gerne, wie man es alles machen möchte und offen sein möchte“ (Z. 641).

Sie betrachtet diesen Prozess als kontinuierliche persönliche Entwicklung: „Es ist trotzdem ein Lernprozess“ (Z. 641). Ihre Aussage, dass man dabei „kein Profi“ (Z. 642) werden könne, verdeutlicht, dass sie die Aufgabe als herausfordernd und nie vollständig abschließbar erlebt. Die Verbindung zwischen früheren und aktuellen Erfahrungen zeigt, wie prägend diese Lernprozesse für ihre Haltung in der heutigen Rolle sind.

5.2.2.9 Das Vermitteln von Zugehörigkeit: „Also ich hab die genauso lieb als wär's halt meine Tochter“ (Z. 801)

Cleo Winkler setzt sich mit ihrem inneren Prozess der Auflösung der Unterscheidung zwischen „Pflegemutter“ (Z. 762) und „leiblicher Mutter“ (Z. 763) auseinander. Sie beschreibt, dass diese Unterscheidung mit der Zeit zunehmend aus ihrem Bewusstsein verschwindet. Die Biografin erklärt ihr Gefühl, dass sie sich mittlerweile nicht mehr als Pflegemutter sieht, sondern als Mutter, da sie ihre Pflegetochter als vollwertiges Familienmitglied betrachtet. Sie betont, dass es für sie selbst-

verständlich ist, dass ihre Pflege Tochter zu ihrer Familie gehört und dass auch ihr Mann keinerlei Unterschiede zwischen seiner (erwachsenen) leiblichen Tochter und Ada macht. Cleo Winkler formuliert ihre Erwartungen an eine Pflegefamilie: „ich glaube, so soll es auch sein“ (Z. 767) und meint damit den Bindungsaufbau und die Integration des Kindes. So betont sie, dass für sie Zugehörigkeit und emotionale Bindung eine wichtige Rolle in der Pflegeelternschaft spielen, unabhängig von biologischen Verbindungen. An dieser Stelle bezieht sie sich zunächst auf ihre Biografie.

Zu Beginn ihrer Zeit als Pflegekind nahm sie den Unterschied zu den leiblichen Kindern ihrer Pflegemutter noch wahr, besonders an symbolischen Festen wie Weihnachten. Mit der Zeit löste sich dieser Unterschied für sie zunehmend auf. Hier zieht sie erneut eine Parallele zu ihrer Pflege Tochter, zu der sie auch sukzessive eine Bindung aufgebaut hat, was dadurch erleichtert wurde, dass sie noch ein Säugling war, während sie selbst bereits neun Jahre alt war, als sie in die Pflegefamilie kam. Sie beschreibt, dass die alltäglichen, gemeinsamen Erlebnisse – wie das erste Laufen oder die erste Krankheit – für sie den Kern von Elternschaft ausmachen und nicht das genetische Band: „Bei wem läuft sie das erste Mal, bei wem lacht sie das erste Mal, ähm, man sitzt mit ihr am Abendbrottisch, ja, sie lernt irgendwie essen.“ (Z. 803). Somit begründet sie, dass es für sie emotional keinen Unterschied macht: „Also ich hab die genauso lieb als wär's halt meine Tochter.“ (Z. 801) und sie kommuniziert dies auch im Alltag, etwa wenn sie Ada als „meine Tochter“ (Z. 797) bezeichnet. Ihre eigene Erfahrung als Pflegekind führt sie zu der Überzeugung, dass ein fehlendes emotionales Band, wie es bei ihrem Pflegevater bestand, zu einer problematischen Beziehung führen kann: „wie gesagt, da war überhaupt keine emotionale Bindung, ich glaub, so soll's eigentlich nicht sein.“ (Z. 811). Sie leitet aus dieser Erfahrung ab, dass sie es anders machen möchte: „Für mich sollte da nicht unbedingt ein Unterschied sein.“ (Z. 813).

5.2.3 Zusammenfassung

Cleo Winkler wächst in einer armen Familie auf, der Alltag wirkt unstrukturiert, sie und ihr Bruder erleben Gewalt durch ihre Eltern und scheinen vernachlässigt zu werden, wodurch sie früh Verantwortung für ihren jüngeren Bruder übernimmt. Der Wechsel in die Pflegefamilie erfolgt abrupt und ohne Einbindung oder Vorbereitung der Kinder. Innerhalb der neuen Familie findet sie jedoch Halt, insbesondere durch ihre Pflegeoma, die sie als warmherzige und verlässliche Bezugsperson beschreibt. Auch ihr leiblicher Bruder, ihr Pflegebruder, sowie das Modell der Bereitschaftspflege bewertet sie positiv und prägend. Freundschaften und Schule spielen ebenfalls eine bedeutende Rolle in ihrem Leben. Das Verhältnis zu den Pflegeeltern wird als eher distanziert beschrieben. Zu ihrem Pflegevater hat sie keine Bindung aufbauen können und sich nicht erwünscht gefühlt. Die Beziehung zu ihrer Pflegemutter scheint zunächst auch distanziert zu sein, was sich im Erwachsenenalter der Biografin verändert.

Cleo Winkler beschreibt ein implizites Motiv ihrer Pflegeelternschaft und formuliert, dass sie in dieses Familienmodell hineingewachsen ist. Die Sozialisation in einer Bereitschaftspflegefamilie prägt sie nachhaltig – sowohl beruflich als Kinderkrankenschwester als auch privat in ihrer Entscheidung, selbst Pflegemutter zu werden. Die Auseinandersetzung mit diesem Schritt beginnt, als sie mit ihrem Mann eine Familie gründen möchte, was ihnen aus biologischen Gründen nicht möglich ist. Für Cleo Winkler kommt die Aufnahme eines Pflegekindes nur als gemeinsame Verantwortung in Frage, weshalb sie mit ihrem Partner einen intensiven Reflexions- und Entscheidungsprozess durchläuft. Dieser wird von Gesprächen mit ihrem Umfeld sowie einer Beratungsstelle begleitet. In diesem Zusammenhang äußert sie den Wunsch nach gesellschaftlicher Anerkennung und Normalität sowohl für sich als ehemaliges Pflegekind, für ihre Pflege Tochter, als auch für das Familienmodell Pflegefamilie. Sie schildert ihr Bestreben, einem Kind eine positive Entwicklung zu bieten, so wie sie es selbst erlebt hat. Gleichzeitig wird deutlich, dass die Aufnahme eines Pflegekindes für sie

auch eine Möglichkeit ist, ihre eigene Vergangenheit zu verarbeiten und die Beziehung zu ihrer Pflegemutter zu reflektieren.

Ihre biografischen Erlebnisse dienen ihr als Orientierung für die Gestaltung des Familienlebens mit ihrer Pflegetochter Ada. Sie betrachtet dabei verschiedene Perspektiven – ihre eigene als ehemaliges Pflegekind, die ihrer Pflegemutter und die ihrer Tochter –, um daraus Handlungsstrategien abzuleiten. Von Anfang an legt sie Wert darauf, Ada als vollwertiges Familienmitglied zu integrieren. Durch emotionale Zuwendung und Stabilität schafft sie eine sichere Bindung, die Ada Orientierung bietet. Die Beziehungsgestaltung richtet sich nach den Bedürfnissen ihrer Pflegetochter und schafft einen geschützten Rahmen für ihre persönliche Entwicklung. Die Verantwortung für Ada übernimmt sie nicht allein, sondern teilt sie mit ihrem Mann, um eine verlässliche Bindung zu beiden Elternteilen zu ermöglichen. Sie gestaltet ihre Rolle auf eine Weise, die sie sich selbst als Kind gewünscht hätte, was ihr ein Gefühl von Selbstwirksamkeit gibt. Dabei erleichtert ihre Biografie als Pflegekind es ihr, sich in Ada hineinzusetzen, was auch potentielle Unsicherheiten hervorrufen kann, da ihre persönliche Geschichte unweigerlich in den Erziehungsprozess einfließt. Sie begleitet ihre Tochter in der Auseinandersetzung mit ihrer Herkunft und ihrer Identität als Pflegekind, insbesondere im Kontakt mit den leiblichen Eltern, den sie jedoch auch als herausfordernd wahrnimmt. Dabei setzt sie sich mit ihrer eigenen Rolle auseinander und erkennt, dass Pflegeelternschaft ein fortlaufender Prozess der Selbstreflexion ist, in dem persönliche Erfahrungen und neue Herausforderungen kontinuierlich einfließen.